Die goliardendic... und die satire im 13. jahrhundert ...

Max Haessner

Digitized by Google

Harvard College Library

By exchange

104-55.32

Die Goliardendichtung und die Satire im 13. Jahrhundert in England.

Inaugural-Dissertation

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Universität Leipzig

zur

Erlangung der philosophischen Doktorwürde

vorgelegt von

Max Haeßner

aus

Neustadt a. d. Orla.

Leipzig 1905.

Buchdruckerei von Heinrich John, Halle a. S.

Digitized by Google

10435.68

OCT 30 1935

From the University
by exchange.

Angenommen von der philologischen Sektion auf Grund der Gutachten der Herren Wülker und Birch-Hirschfeld.

Leipzig, den 26. Nov. 1904.

Der Procancellar.
Seeliger.

Digitized by Google

Meiner Mutter.

Digitized by Google

Einleitung.

Wenn von den litterarischen Strömungen die Rede ist, die von der Universität Paris ihren Ausgang nahmen, seitdem es durch Abälards Gelehrsamkeit die geistige Centrale aller abendländischen Bildung geworden war, so ist vor allem die satirische zu nennen. Ihre Einflüsse machten sich fast auf allen Gebieten akademischer Dichtkunst fühlbar; am kraftvollsten gelangte sie indessen in den Liedern der fahrenden Schüler oder Goliarden zum Durchbruch. Zunächst hatte Frankreich alleinigen Anteil an der Ausbildung der neuen satirischen Dichtungsweise, dann aber währte es nicht lange, so ward dieselbe Eigentum aller civilisierten Völker. Auch nach England erstreckten sich die Ausläufer jener Strömung und riefen besonders im 13. Jahrh. eine reiche satirische Litteratur ins Leben, zu deren Entfaltung die Ereignisse dieses von politischen Kämpfen so schwer bewegten Jahrhunderts noch obendrein die günstigsten Bedingungen lieferten. Die Hauptträger der satirischen Dichtungsart waren auch in England die fahrenden Schüler, deren Anwesenheit sich um die Wende des 12. Jahrhs. nachweisen lässt. Aber nicht allein die lateinschreibenden Goliarden kommen für das 13. Jahrhundert als Satiriker in Betracht, sondern auch viele von den Dichtern wurden von der satirischen Bewegung ergriffen, welche ihre poetischen Erzeugnisse in den beiden Landessprachen, der anglo-normannischen und der englischen, in Umlauf setzten, zu denen von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ab auch jene ihre allerdings nicht ausschliessliche Zuflucht nahmen. So tritt uns denn bei Betrachtung der satirischen Litteratur des 13. Jahrhunderts in England ein dreisprachiges Material entgegen, über das einen Überblick zu geben, Zweck der vorliegenden Arbeit sein soll. —

Digitized by Google

I. Die Satire in den Dichtungen der lateinschreibenden Schriftsteller.

1. Über die Goliarden und ihre satirischen Werke.

a) der poetischen.

Der gewaltige Tatendrang, der sich der Menschheit im Abendlande gegen Ende des 11. Jahrhunderts bemächtigt hatte, der ihr die Grenzen ihrer angestammten Heimat, in der sie sich bisher wohl gefühlt, zu eng erscheinen liess, und den die Päpste so geschickt in den Dienst der Kirche zu stellen wussten, indem sie das Kreuz predigen liessen und so den ersten Anstoss zu den Kreuzzügen gaben, hatte nicht nur die Erscheinung der fahrenden Ritter gezeitigt, sondern diese Wander- und Abenteuerlust war auch übergegangen auf die Geistlichkeit, die jetzt in Scharen die Welt der abendländischen Christenheit zu durchirren begann. Allerdings wurde diese Bewegung zum Teil dadurch mit bedingt, dass viele um der Vervollkommnung ihrer Studien willen zum Wanderstabe greifen mussten, da die hohen Schulen in erster Linie Italiens, in zweiter Frankreichs die einzigen Ziele waren, welche für die Studierenden bei Verwirklichung ihres Strebens damals in Betracht kommen konnten. Dieser Umstand leistete natürlich dem allgemeinen Wandertriebe und dem Drange nach freier, ungebundener Betätigung einen mächtigen Vorschub, ja, er schien gleichsam ein Mittel zum Zweck. Wie Frankreich die ersten begeisterten Scharen zur Eroberung des heiligen Grabes aussandte, so ist es auch dasjenige Land gewesen, in welchem der Ausgangspunkt jener Strömung zu suchen ist, welche dem Leben und Treiben der studierenden

Digitized by Google

jungen Kleriker eine so eigentümliche Färbung gab und welche die Urheberin der satirischen Dichtungen der fahrenden Schüler gewesen ist.

In Italien war eigentlich die wissenschaftliche Tätigkeit in den Klosterschulen, die sich vor allem die Pflege des Studiums der Grammatik und Rhetorik angelegen sein liessen, nie ganz erschlafft, während in Frankreich der Entwickelung jener Pflanzstätten geistiger Kultur durch die wechselvollen historischen Ereignisse grosse Hindernisse bereitet worden waren. Erst unter der Regierung der Karolinger gelangten die gelehrten Schulen wieder zu einiger Blüte, und es war besonders die theologisch-dialektische Wissenschaft, welche sich hier einer Pflege erfreute. Während darauf in Italien das Studium der Theologie und der mit ihr verwandten Disziplinen mehr in den Hintergrund trat, weil die Rechtswissenschaft und das Studium der Medizin auf den neugegründeten Universitäten, jene zu Bologna, Ravenna und Padua, dieses zu Salerno das allgemeine Interesse für sich in Anspruch nahm, erhielten die gelehrten Schulen in Frankreich, dadurch dass einige berühmte Lehrer der Rhetorik, wie Lanc-franc von Pavia (1095 gründete er eine Schule zu Avranches in der Normandie unter Herzog Wilhelm) und nach ihm Anselm von Aosta Italien verliessen, um sich ein fruchtbareres Feld für ihre Tätigkeit zu suchen, einen neuen Anstoss, und es dauerte nicht lange, bis die Orte, an denen sie ihre Lehrstühle aufgeschlagen hatten, das Ziel vieler Lernbegieriger wurden. Es waren besonders junge Kleriker, die sich zu ihren Hörern zählten, und nicht nur Frankreich teilte sich in die Zahl derselben, sondern der gute Ruf jener Stätten fand unter der Geistlichkeit aller Herren Länder einen lauten Widerhall. Noch grösseren Zuzug erhielten die gelehrten Schulen, die sich im Laufe der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts auf Rheims, Orléans und vor allem Paris verteilten, dadurch, dass man anfing, die Einseitigkeiten, welche das Studium der Theologie bisher eingeschränkt hatten, zu beseitigen und die Vorlesungen auch auf die humanistischen und philosophischen Wissenschaften auszudehnen. Diese hatten nun in Paris an Abälard (1079—1142) eine mächtige Stütze gefunden, dessen interessante Persönlichkeit auf die studierende Jugend eine besondere Anziehungskraft ausüben

Digitized by Google

musste. Es war nur zu natürlich, dass an einer Stätte, wohin eine so ungeheure Zahl von Scholaren wallfahrtete, um den Worten berühmter Lehrer zu lauschen, wo sie sich befreit fühlten von den beengenden Fesseln der Klosterschulen, wo ein jeder frei über sich selbst verfügen konnte, sich auch eine freiere Denkungs- und Sinnesweise entwickeln musste, die in dem ungebundenen, oft zügellosen Leben der Scholaren ihr eigentliches Abbild fand. Es braucht uns daher nicht Wunder zu nehmen, wenn sie auch in ihren poetischen Erzeugnissen allmählich einen freieren und keckeren Ton anschlugen, der bald genug die Grenzen des Erlaubten überschritt. Und keine andere Dichtungsform schien jener Gedankenäusserung mehr entgegenzukommen, als gerade die Satire. Sie war es, die ihnen so recht als Handhabe diente, die Schwächen der Menschheit und die Mängel der bestehenden Verordnungen zu geisseln und einer scharfen Kritik zu unterwerfen. Überhaupt schien sie eine Äusserung jener Zeit, angeregt und gefördert durch den Drang nach freier Selbstbetätigung und innerer Selbstbestimmung, in dem schon die Ursache zu dem unsteten Wanderleben der Scholaren zu suchen ist. Wenn auch schon früher in den Klosterschulen zur Übung der Zöglinge die Anfertigung moralisierender Gedichte gepflegt worden war, die die Verderbtheit und den sündhaften Lebenswandel der Menschheit zum Gegenstand hatten, so verraten sie jedoch nur geringe Spuren des kecken Geistes, der den akademisch gebildeten Scholaren eigen war. Durch die Beschäftigung mit den römischen Satirikern waren die fahrenden Schüler auf die richtigen Bahnen gelenkt worden, und der kritische Zeitgeist ebnete ihnen die eingeschlagenen Pfade, so dass ihnen in ihren Erzeugnissen eine harmonische Vereinigung der antiquen Gedankenwelt mit den modernen Lebensanschauungen des christlichen Mittelalters so kunstvoll gelungen ist, dass ihre Dichtungen den Eindruck hervorrufen, als ob sie, unabhängig von klassischen Vorbildern, auf dem von ihnen selbst bebauten Boden entstanden seien, und um so mehr noch wird dieser Eindruck bestärkt durch die Erscheinung, dass die satirische Dichtungsart der fahrenden Schüler in ihrer äusseren Form durch Anwendung von gereimten Rhythmen nach Vorbild der mittelalterlichen lateinischen Kirchenpoesie ihre eigenen Wege geht und es in der geschickten Handhabung

Digitized by Google

der Reime zu einer solchen Kunstfertigkeit bringt, wie sie in der Geschichte der lateinischen Litteratur ohne Beispiel dasteht. Die eigentliche Blütezeit der satirischen Vagantenpoesie war die 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts, der die besten und meisten Gesänge ihre Entstehung verdanken. Es ist eigentümlich, dass sie alle anonym erschienen sind und dass sich nur in einzelnen Fällen der Name des wirklichen Verfassers ausfindig machen lässt. In diesem Verfahren lag indessen eine zielbewusste Absicht, denn wie hätte man sonst in so schonungsloser Weise und mit so beissendem Witz die bestehenden kirchlichen wie weltlichen Verhältnisse einer so scharfen Kritik unterziehen können, die nicht einmal die geheiligte Person des Papstes unangetastet liess? Die meisten und heftigsten der Satiren erschienen unter dem Pseudonym eines Bischofes Golias, der das geistige Oberhaupt des Ordens der fahrenden Schüler genannt wurde. Noch zu Lebzeiten Abälards oder im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts war nämlich die Bezeichnung „Goliarden" zunächst wohl nur für diejenigen Vaganten aufgekommen, welche in ähnlicher Weise wie die mittelalterlichen jongleurs und minstrels ihren Lebensunterhalt verdienten; und es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Name des erwähnten Bischofes eine Ableitung von dieser neuen Wortbildung ist. Er sollte gleichsam eine Verkörperung des ganzen Wesens dieser Gesellen darstellen, und welche Persönlichkeit wäre wohl geeigneter gewesen zur Repräsentation ihres Ordens, der ideellen Bezeichnung für ihre Gesamtheit? Inwieweit die Annahme Glaubwürdigkeit verdient, den Namen dieses Bischofes „Golias" mit dem „Goliath" der Bibel zu identifizieren, entzieht sich meiner Beurteilung; manche Gelehrte berufen sich dabei auf einen Brief des heiligen Bernhard an Papst Innocenz II., den auch Mapes, „De Nugis Curalium",*) Dist. I. 24, allerdings irriger Weise als an Papst Eugen gerichtet, erwähnt, in welchem Abälard als „Golias" bezeichnet wird (so Baumgartner, Gesch. der Weltlitteratur IV. p. 407 anm; Suchier in S. u. Birch-Hirschfeld, Franz. Lit. gesch. p. 172.); dagegen hat die Vermutung Th. Wright's (The Latin Poems commonly attributed to Walter Mapes, Camden Soc. XVI. Introd. p. X.) mehr Wahrscheinlichkeit für sich, dass in „goulard", „gouliard" oder

*) herausgeg. von Th. Wright; London 1850, Camden Society Bd. 50.

Digitized by Google

„goliardi", „goliardenses" das Wort „gula" Kehle enthalten sei. Die Begründung hierfür sei in dem zügellosen Leben zu suchen, welches ein grosser Teil der fahrenden Schüler und besonders diejenigen führten, welche an den Höfen der vornehmen Geistlichkeit mit Vorliebe die Rolle eines Sängers oder Spassmachers spielten und oft ihr Lebtag ein solches Schmarotzerdasein fristeten. Ten Brink seinerseits (Gesch. d. engl. Litt. I. Bd. 2. Aufl. p. 218. Anm.) stellt die Vermutung auf, dass „goliardi" mit dem romanischen „gaillard", „gagliardo" lustig zusammenhänge und dass der Name Golias als Personifikation des sittenlosen Klerus daraus gebildet worden sei.

Die Poesie nun, welche sich unter dem Namen der Goliarden verbreitete, ist ein getreues Spiegelbild der Keckheit und Rücksichtslosigkeit, die sie in ihrem Leben auszeichneten. Sie fühlten sich gleichsam zu Sittenrichtern der gesamten menschlichen Gesellschaft eingesetzt und glaubten dieses Amt dadurch um so sicherer für sich in Anspruch nehmen zu können, dass sie ihren Stand selbst mit ihrer Satire nicht verschonten. Am heftigsten und schärfsten indessen wird ihr Spott, wenn sie auf die wenig erbaulichen Zustände innerhalb der Kirche zu sprechen kommen. Besonders die Habsucht Roms und die Verkommenheit des gesamten Klerus, ohne Unterschied, ob hoch oder niedrig, war die Zielscheibe ihrer giftigsten Pfeile. Dieses Thema lag ihnen ja auch am nächsten, denn sie selbst, dem Schosse der heiligen Kirche entsprossen, wussten ja am besten, an welchen Schäden dieselbe krankte. Wie nun die Verderbtheit der Kirche und ihre Glieder ein allgemein empfundenes Übel war, dessen Folgen sich in jeder Lebenslage weit und breit schmerzlich fühlbar machten, so fanden die Satiren der Goliarden nicht nur in Frankreich grossen Anklang, sondern sie wurden auch in den übrigen Ländern mit einstimmigem Beifall aufgenommen. Für die Verbreitung der Satiren war ja die wandernde Lebensweise der Goliarden wie geschaffen, welche sie als Gemeingut ihres ausgedehnten Ordens ansahen und teils durch Nachahmung, teils durch Verkürzung oder Erweiterung, je nachdem sie für ihren Zweck am besten geeignet schienen, die Zahl derselben vervielfältigten. In diesem Umstande findet auch die eigentümliche Erscheinung ihre Erklärung, dass sowohl in England, als auch in den Ländern des Kontinents, sofern sie von fahrenden Schülern berührt wurden,

Digitized by Google

sich mehr oder weniger veränderte Gedichte derselben ursprünglichen Fassung vorfinden und dass bis noch vor kurzer Zeit eine Nation nach der andern sich den Ruhm der Autorschaft streitig machte. Aber so viel steht heute fest, dass Frankreich, der fruchtbare Boden, auf dem die Poesie der Goliarden erblühte und üppig wucherte, den grössten Anteil an der weitverbreiteten Litteratur hat, und dass sie bereits hier ihrem Verfall entgegenging, als andre Länder anfingen, die Früchte ihrer eignen Arbeit zu ernten.

Unter diesen war es nun entschieden England, welches mit Erzeugnissen satirischer Poesie in erster Linie auf den Plan trat. Wie allgemein bekannt ist, hatten die lebhaften Beziehungen Englands zu dem benachbarten Continente, auch nach dem Verluste der Normandie (1204), niemals zu bestehen aufgehört. Vor allem suchten die englischen Gelehrtenschulen in beständiger Fühlung zu bleiben mit den Stätten der Wissenschaft, welche in Frankreich für ihre Zeit die höchste Vollendung erreicht hatten und mit denen jene noch in keinerlei Wettbewerb treten konnten. Deshalb vollendeten viele Cleriker in Frankreich ihre Ausbildung, um ihrem Vaterlande die Wissenschaften zu erschliessen, welche dort mit so grossem Erfolge gelehrt wurden. Es dauerte natürlich nicht lange, bis sich die Kunde von den günstigen Lebensbedingungen und der freien Geistesrichtung an den französischen Universitäten unter den Scholaren in England verbreitete, und wie vorauszusehen war, verfehlte diese frohe Botschaft auch hier nicht, eine grosse Anziehungskraft auf die wanderlustigen Gemüter auszuüben. Was Wunder dann, wenn sie in Scharen ihr Vaterland verliessen, um es beseelt von dem lebensfrischen Geiste, der die studierende Jugend in ganz Frankreich durchwehte, mit neuen Erfahrungen und Anschauungen, als wahre Jünger des Bischofes „Golias", wiederaufzusuchen? *)

*) Wir verweisen hier auf den humorvollen Brief, den ein englischer Goliard namens Richard durch den Meister und Herrn Willelmus de Conflatis an alle „fratres in Gallia" sendet. Er findet sich bei Th. Wright, The Lat. Poems. com. attrb. to Walter Mapes, Camden Society, Bd. 16 p. 69 f. Wir geben im folgenden die erste Strophe wieder:

Omnibus in Gallia Anglus Goliardus,
Obediens et humilis frater non bastardus,
Goliae discipulus, dolens quod tam tardus,
Mandat salutem fratribus nomine Ricardus.

Digitized by Google

Der Zeitpunkt, von dem ab die ersten Goliarden in England anzutreffen sind, lässt sich schwer feststellen, wie es überhaupt mit grossen Schwierigkeiten verknüpft ist, ihre Gesänge, falls sie nicht auf irgend ein politisches Ereignis anspielen, einer zeitlichen Anordnung zu unterziehen. Aber soviel lässt sich mit Bestimmtheit sagen, dass die Entstehungszeit der Hauptanzahl der Goliardenlieder, welche England heute mit Sicherheit für sich in Anspruch nehmen kann, nicht mehr ins 12. Jahrh. fällt, sondern dass sich erst im 13. Jahrh. deutliche Spuren verfolgen lassen, welche auf die Entfaltung einer erspriesslichen Tätigkeit der englischen Goliarden im Dienste der satirischen Muse hindeuten. Besonders beweiskräftig für die Behauptung dessen scheint mir der Umstand zu sein, dass die Mehrzahl der bekannten englischen Goliardenlieder einen politisch-satirischen Anstrich trägt, was wohl zu der Annahme berechtigt, dass sie unter dem frischen Eindruck der unheilvollen Zustände gedichtet sein müssen, wie sie das an innerpolitischen Kämpfen so reiche neue Jahrhundert für England heraufbeschwor. Den streng geistlichen Charakter der franko-lateinischen Goliardenlieder und das Bestreben, die Wirkung der Satire so allgemein als möglich zu gestalten, können nun die frühesten Erzeugnisse der englischen Goliarden ebenso wenig verleugnen, aber es ist doch in den meisten Fällen unschwer zu erkennen, wen die Dichter mit ihrer heftigen Invektive in Besonderheit treffen wollten.

Infolge des erniedrigenden Schrittes König Johanns ohne Land, welcher, um seinen wankenden Thron vor dem Zusammenbruch zu retten, sein Reich aus den Händen des herrschsüchtigen Papstes Innocenz's III. zu Lehen genommen hatte (1213), war England zu einem Vasallenstaat der römischen Curie herabgesunken, welche von ihrer neuen Würde auf Kosten des englischen Volkes sehr ausgiebigen Gebrauch machte. Dieses geistliche Regiment verfehlte infolge seiner egoistischen Politik nicht, das bereits durch die Schrecknisse des Interdikts äusserst geschwächte Reich seiner vollständigen Auflösung entgegenzuführen und half nur zu sehr die Unzufriedenheit schüren, welche unter der Regierung von Johanns Nachfolger, Heinrich III., offen zum Ausbruch kam. Die Satiren, welche unter der Regentschaft dieses wankelmütigen Fürsten gedichtet wurden, legen denn auch

Digitized by Google

beredtes Zeugnis genug ab von der Berechtigung ihrer sittlichen Forderungen, und wenn sie an Zahl diejenigen bedeutend überwiegen, welche auf die Regierung König Johanns anspielen, so liegt dies wohl grösstenteils daran, dass man sich anfangs zunächst noch mit den aus Frankreich überlieferten Satiren begnügte und sie zum Teil nach unbedeutenden Veränderungen auf englische Verhältnisse anwandte, bevor man anfing, selbstschöpferisch tätig zu sein. Von einer Besprechung solcher Satiren sehen wir im folgenden ab, weil ein derartiges Unternehmen Gegenstand einer besonderen Untersuchung sein dürfte, und ziehen nur diejenigen in das Bereich unserer Abhandlung, von denen wir mit Bestimmtheit annehmen können, dass sie unter dem frischen Eindruck der politischen Wirren gedichtet sind.

Diesen Voraussetzungen entspricht folgende, der Regierungszeit König Johanns angehörende Satire,*) welche die ganze Schärfe ihres Spottes auf die drei Bischöfe von Norwich, Bath und Winchester schleudert, weil sie während der Streitigkeiten Johanns mit dem Papste um die Besetzung des Erzbischofsitzes von Canterbury, welche der Aussprechung des Interdiktes unmittelbar vorausgingen, treu zu der Sache des Königs gehalten hatten. Die Ereignisse des Jahres 1207 scheinen für die Entstehungszeit der Satire die besten Beweise zu liefern; denn, als die Weihe Stephan Langton's zum Erzbischof von Canterbury erfolgt war, widersetzte sich Johann diesem eigenmächtigen Vorgehen des Papstes einfach dadurch, dass er sämtliche Geistliche aus Canterbury vertrieb. Dieser Schritt des Königs scheint die Veranlassung gewesen zu sein, welche den Verfasser des Gedichtes bewog, mit den Waffen seiner schärfsten Satire das Verhalten der drei erwähnten Bischöfe in jenem Streite zu bekämpfen. Bevor er sich jedoch zu der eigentlichen Behandlung seines Themas wendet, ergeht sich der Verfasser nach Art der Goliardendichter in allgemeinen Betrachtungen über die Gesetzwidrigkeiten, welche zur damaligen Zeit in England an der Tagesordnung waren, indem er nicht unterlässt, seine Ausführungen mit zahlreichen Gleichnissen aus der Bibel zu würzen. Auch an den gerngebrauchten Wortspielen fehlt es nicht, welche

*) Th. Wright: The Political Songs of England from the Reign of John to that of Edward II. Camden Soc. Bd. VI, pag. 6 ff.

Digitized by Google

der gesamten Goliardendichtung eigen sind und in stereotypen Wendungen zu unzähligen Malen wiederkehren. So heisst es z. B. von dem Bischof von Winchester:

Wintoniensis armiger
Praesidet ad Scaccarium,
Ad computandum impiger,
Piger ad Evangelium,
Regis revolvens rotulum;
Sic lucrum Lucam superat,
Marco marcam praeponderat
Et librae librum subjicit.

Dass der Verfasser in der Kühnheit seiner Angriffe auf den König ziemlich weit geht, dafür legen am besten die Ausdrücke des Spottes Zeugnis ab, in denen er mit dem König Pharao und Belsazar, dem ausschweifenden Fürsten von Babylon, verglichen wird. Und als im weiteren Verlauf des Gedichtes an die tugendreichen Bischöfe von Ely, Worchester und Rochester die Aufforderung ergeht, als Rächer ihrer drei abtrünnigen Amtsbrüder aufzutreten, und besonders an die Tapferkeit des streitbaren Bischofes von Ely appelliert wird, er solle sein Schwert ziehen und jenen drei Gottlosen den wohlverdienten Lohn für ihre schnöden Taten zu teil werden zu lassen, da scheut sich der Verfasser auch nicht, die Person König Johanns demselben Schicksal zu überantworten. Nicht ohne ein Wortspiel zu vermeiden, wo die Möglichkeit vorhanden ist, ein solches aus dem Bestand der gegebenen Wortformen abzuleiten, beginnt der Dichter diese Strophe:

Heliensis progreditur,
Huic datur discrimini,
Heli, ut ensis, dicitur,
Parcens paucis vel nemini.
Helia, ensem exere
Et impios tres contere
Ac Babylonis principem
Ictu prosterne simplici! —

Unsere Satire ist die älteste politische, welche wir zeitlich fixieren können. Sie ist zugleich eine der wenigen, deren Charakter nicht genereller Natur ist. Der Verfasser übt darin nicht an den Handlungen ganzer Menschenklassen Kritik, sondern beschränkt seine Angriffe auf einzelne Personen, welche durch ihre Handlungsweise das Missfallen vieler erregten.

Digitized by Google

Im Anschluss an die vorausgegangene Satire sei es gestattet, eine Goliardendichtung zu behandeln, die der chronologischen Anordnung zufolge eigentlich an einer andern Stelle zu besprechen wäre, die wir aber deshalb vorauszuschicken uns bewogen fühlen, weil sie in den Rahmen jenes Liedes hineinpasst. Es handelt sich um ein Gedicht auf die Entstehung der Magna Charta Libertatum, worin an König Johanns Regierung bittere Kritik geübt wird. Wir finden es in der Chronik des schottischen Klosters Mailros*) unter den Ereignissen des Jahres 1215 aufgezeichnet (p. 188). Die Dichtung giebt die Begebenheiten den historischen Tatsachen getreu wieder, und dies ist wohl der Grund, weshalb sie der Chronist als für seine Zwecke geeignet aufnahm. Was den Inhalt der Satire im besonderen betrifft, so klingt es gleich aus der ersten Strophe wie Spott, wenn der zweifellos loyal gesinnte Verfasser mit Bezug auf die für den König beschämenden Forderungen der Barone folgendes ausruft:

Ordinem praeposterum Anglia sanxivit.
Mirum dictu dicitur, tale quis audivit?
Nam praeesse capiti corpus concupivit;
Regem suum regere populus quaesivit. **)

Aber trotz seiner Königstreue erkennt auch er die gesetzlosen Zustände unter König Johann als unhaltbar an, und in den beiden folgenden Strophen hält er dem Könige die bittersten Wahrheiten über seine unwürdige Regierung vor, indem er gleichzeitig eingesteht, dass das Vorgehen der Barone unter diesen Umständen durchaus berechtigt gewesen sei. Da begegnen uns denn auch die Klagen über die Bevorzugung der Fremden durch die englischen Könige zum ersten Mal, die in späteren Liedern immer und immer wiederkehren. Die besagten Strophen seien hier angeführt:

Causa tamen multiplex illud exigebat;

*) Rerum Anglicarum Scriptorum Veterum, Oxoniae MDCLXXXIV, p. 135—244.

**) Von Pauli in seiner „Geschichte Englands“ Bd. III. p. 487 sehr schön verdeutscht:

England hat den Lauf der Welt gänzlich umgekehret,
Seltsam findet's jedermann, wenn er davon höret.
Denn den Körper soll das Haupt fernerhin nicht zieren,
Seinen König will das Volk selber nun regieren.

Digitized by Google

Nam Rex mores optimos Regni pervertebat,
Jura, leges; subditos recte non regebat:
Quicquid erat placitum, summum jus credebat.

Proprios indigenas nimis deprimebat,
Barbaros, rutarios illis praeponebat;
Haeredes legitimos obsides perdebat,
Quorum adventitius terras possidebat. —

Die folgenden Strophen sind für uns von wenig Interesse; sie behandeln den Verlauf der geschichtlichen Ereignisse in ziemlich trockner Darstellung.

Allein am beliebtesten und so recht dem Geschmack der damaligen Zeit entsprechend scheinen Satiren gewesen zu sein, die sich darin gefielen, die Schwächen der kirchlichen Würdenträger, vom höchsten herab bis zum niedrigsten, im grellsten Lichte zu beleuchten und damit in Verbindung auch den weltlichen Obrigkeiten die Heftigkeit ihres Spottes fühlen zu lassen. Wenn auch darin alles vermieden ist, was den generellen Charakter der Satire stören könnte, so vermögen wir dennoch zur Genüge aus den allgemeinen Betrachtungen zu entnehmen, unter welchen Verhältnissen die Gesänge entstanden sind, denn die Zeit ihrer Abfassung hat ihnen ihren Stempel recht deutlich aufgedrückt.

In die unglücklichen Zeiten des Interdikts 1208/13 versetzt uns z. B. eine Satire über die verschiedenen Klassen der menschlichen Gesellschaft,*) in welcher der Dichter so zu Werke geht, dass er die ideale Ausübung der Pflichten einer jeden Berufsart in grellen Kontrast setzt zu den tatsächlichen corrupten Verhältnissen, wie sie in jedem Stande vorherrschend waren. Ein grosses Sündenregister entrollt er uns zunächst von der Geistlichkeit, speziell deren obersten Vertretern, denen Ausübung von Simonie und Vernachlässigung ihres Amtes vorgehalten werden. Dann kommt der König an die Reihe. Seine Verstösse gegen das Gesetz und die billigen Rechte des Volks werden in folgenden Tetrastichen mit tiefer Entrüstung zum Ausdruck gebracht:

Rex in temporalibus optet principatum,
Potestate publica spoliat mercatum;
In quo quivis incola sentit se gravatum,
Hoc habet ipse gratum, cum sic manet irreparatum.

*) Th. Wright, The Lat. Poems etc. p. 229 ff.

Digitized by Google

In hiis et in aliis homines offendit,
Manus ad indebita saepius extendit;
Si quis ob hoc queritur, ad discrimen tendit,
Et qui contendit sic pacis foedera vendit.

Es besteht wohl kein Zweifel, dass der Dichter zunächst Papst Innocenz's III. gewaltiges Regiment im Auge hatte, von dem er mit Recht sagen konnte:

Totum regit saeculum papa potestate,
Cujus jurisdictio tendit longe late;

denn seinem Machtspruche unterlag ja das Geschick ganzer Königreiche; und dann liegt auch die Vermutung nahe, dass die Anschuldigungen, denen der König ausgesetzt ist, mit den gewalttätigen Regierungsakten Johanns ohne Land, unter denen besonders die wohlhabende Bürgerschaft zu leiden hatte, sehr wohl in Zusammenhang gebracht werden können. Was in der Folge des weiteren über die geistlichen Würdenträger, vom pontifex herab bis zu dem clericus gesagt ist, das sind Angriffe, wie sie der Goliardenpoesie eigen sind. Sie beweisen uns zur Genüge, in welchen Tiefen sittlicher Verkommenheit sich der gesamte Klerus bewegte und wie berechtigt das Vorgehen der Goliarden war, vermittelst ihrer beissenden Satire läuternd und reinigend auf diese Sittenverderbnis einzuwirken. Aber nicht nur die Geistlichkeit allein krankte an den Übeln, welche ihr in der grossen Menge der Goliardenlieder zum Vorwurf gemacht werden, sondern die übrigen Glieder der menschlichen Gesellschaft waren denselben Verirrungen unterworfen; nur begegnen wir in der frühen Goliardendichtung wenig Satiren, welche sich damit befassen, auch andern Menschenklassen als geistlichen ungeschminkt die Wahrheit zu sagen. Unter dieser geringen Anzahl nimmt nun unsere Satire eine hervorragende Stellung ein. Über die Ausschreitungen der Soldaten und die Härte ihrer Führer, die sich als Herrn im Lande fühlen, führt der Dichter z. B. in den nachstehenden Versen bitter Klage:

Comites et milites, quos gentes honorant,
Pauperum substantiam subito devorant;
Nil valet auxilium regis quod implorant,
Agricolae plorant, dum sic perenne laborant.

Auch das beschauliche Leben, welches die Bürger in den Städten zu führen pflegen, macht er zur Zielscheibe seines Spottes; er sagt unter anderem:

Digitized by Google

Burgenses sunt otio valde mancipati;
Horum deus, venter est et ciphi praelati;
In nugis et aleis sunt exercitati;
Sed graviora pati nequeunt istis curiati.

Von dem Gewerbe der Kaufleute weiss uns unsere Satire ebenfalls nicht viel Gutes zu berichten. Den „mercatores" dürfe man niemals mit Vertrauen entgegenkommen, da sie es in schnöder Weise missbrauchten, indem sie die festgesetzten Masse verschmitten u. s. f. Überhaupt suchten sie die Kundschaft zu betrügen, wo sie nur könnten. Nachdem die Landleute eine scharfe Verurteilung ihrer Sitten erfahren haben, kommt der Dichter auf die Armen zu sprechen, und auch sie sind nicht sicher vor seinem Spotte:

Pauper mavult hodie terram circuire,
Quam mercedem capiens gregem custodire;
Non est elemosina tali subvenire,
Non vult servire, malit namque fame perire.

Mit der Bitte, die göttliche Gnade möge die sündhafte Menschheit vor den Gefahren eines plötzlichen Todes behüten, schliesst unser Gedicht.

Ähnlich ihrem Inhalte und ihrer Form nach ist eine andere Dichtung,*) deren einleitende Strophen uns zunächst einen allgemeinen Überblick geben über die Sünden und Laster, an denen das Zeitalter krankt. Sehr schön fasst der Dichter seine Gedanken z. B. in folgender Strophe zusammen:

Cum Sabinae conferant saltum meretrici,
Paupericent Arabes sub toga mendici,
Suo neget Tydeus fidem Polynici,
Spectatum admissi, risum teneatis, amici?

Um seine Ausführungen noch deutlicher zu veranschaulichen und um den Beweis zu liefern, dass die dem Menschen anhaftenden Laster die notwendige Folge seiner ausschweifenden Lebensweise seien, beginnt der Verfasser im folgenden ein Bild von dem menschlichen Lebenslaufe zu entwerfen. Er kommt zu dem Schlusse, dass, wenn schon der Jüngling ein Sklave seiner Leidenschaften sei und des herangereiften Mannes einziges Streben allein darin bestände, seine ganze Ehre in die Erlangung hoher Ämter und Würden zu setzen, es kein Wunder wäre, wenn dann des Greisen Lebensabend durch die bange Sorge um

*) Th. Wright, The Political Songs etc. p. 27 ff.

Digitized by Google

seine Reichtümer und durch die düsteren Wolken des Geizes verfinstert würden. Nach diesen Betrachtungen kommt er auf Rom zu reden, um ihm in der rücksichtslosesten Kritik seines geistlichen Regimentes vor allem seine unersättliche Habsucht zum Vorwurfe zu machen. Auch bei dieser Gelegenheit kann es sich der Verfasser nicht versagen, die beliebten Wortspiele in einer Strophe anzubringen:

Coram cardinalibus, coram patriarcha,
Libra libros, reos res, Marcum vincit marca,
Tantumque dat gratiae lex non parco parca,
Quantum quisque sua nummorum servat in arca.

Auch die Bestechlichkeit der Richter und Notare klagt er mit bitteren Worten an und beginnt dann die Laster der kirchlichen Würdenträger der Reihe nach durchzuhecheln, indem er den Erzbischöfen, Bischöfen, Archidiakonen, Dekanen und Priestern den grossen Spiegel ihrer Verbrechen vorhält, unter denen masslose Geldgier, Heuchelei, schmutziger Geiz, Unbarmherzigkeit und Ungerechtigkeit die erste Stelle einnehmen. Was er von den Fürsten hält und denen, die mit der Sorge um die Regierung betraut sind, darüber lassen wir ihn am besten selbst reden:

Regna movent principes, statusque lascivi,
Ut ducant exercitus, poenam donativi
Infligentes rustico miseroque civi;
Quicquid delirant reges plectuntur Achivi.

Qui regni vel curiae curis accinguntur,
Dum arrident, detrahunt et dum blandiuntur,
Jacturam vel dedecus semper moliuntur;
Nulla fides pietasve viris qui castra sequuntur.

Auch die Bürger erhalten ihren Teil, deren Trunk- und Spielsucht einer abfälligen Kritik unterzogen wird.

Sic raptus, insidiae, dolus et simultas
Reddunt gentes devias, miseras et stultas;
Sic inescant omnium mentes inconsultas
Ambitus et luxus et opum metuenda facultas:

Mit diesen Worten charakterisiert der Dichter die üblen Folgen, welche eine derartige Verderbnis der Sitten nach sich zieht, um schliesslich an alle Menschen die Ermahnung ergehen zu lassen, eingedenk zu sein der Nichtigkeit der irdischen Glücksgüter und des nahen Todes, welcher keinen Unterschied kenne zwischen Reichen und Armen, Hohen und Niederen.

Die corrupten Zustände nun, wie sie uns in der Satire ge-

Digitized by Google

schildert werden, deuten mit viel Wahrscheinlichkeit auf die trostlose Lage der Verhältnisse hin, wie wir sie nach dem Tode Johanns ohne Land vorfinden. Allerdings lassen die heftigen Ausfälle auf die Bestechlichkeit und die unersättliche Geldgier der Kurie und damit im Zusammenhange auch auf die monarchischen Bestrebungen Roms, welches, auf dem Gipfel seiner Macht, in dem erbitterten Kampfe mit der höchsten weltlichen Gewalt begriffen war und vor keinem Mittel zurückscheute, um die ungeheuren Geldkosten aufzubringen, welche ein derartiges Unternehmen verschlang, einen bestimmten Schluss auf einen so engbegrenzten Zeitraum, wie wir ihn oben vermuteten, ebenso wenig zu wie die berechtigten Angriffe auf die herrschsüchtigen Erzbischöfe, die, ganz nach dem Vorbilde Roms, sich eine weltliche Machtstellung zu begründen strebten. Ist es doch bekannt, dass sie in ihren Sprengeln ein geradezu fürstliches Regiment mit unumschränkter Gewalt ausübten, das sie durch eine harte Bedrückung der niederen Geistlichkeit und des Volkes zu befestigen suchten. Wohl aber vermögen wir aus den bitteren Wahrheiten, welche die „lascivi principes“ zu hören bekommen, und nicht minder diejenigen, denen die Sorge um das Reich anvertraut ist, zu erkennen, welche Vorgänge dem Verfasser der Satire vor Augen schwebten. Wer erblickte nicht in den Worten: „Regna movent principes statusque lascivi“ eine Anspielung auf die Kämpfe, die von den mit Johanns Willkürherrschaft unzufriedenen Grossen des Reiches in Scene gesetzt worden waren, um sich mit Hülfe Ludwigs, eines Sohnes König Philipp Augusts von Frankreich, jenes grausamen Regimentes zu entledigen? (1213). Und auch die spöttischen Bemerkungen über die schmeichlerischen Höflinge passen sehr wohl zu den Intriguen, denen der junge König von seiten seiner geistlichen und weltlichen Erzieher ausgesetzt war, wovon uns die verzweifelten Anstrengungen der Parteien zur Genüge den Beweis liefern, mit denen jede sich die Person des jungen Königs ihren Wünschen geneigt zu machen suchte. Was schliesslich die Angriffe auf die Bürger und die übrigen Vertreter der menschlichen Gesellschaft anbelangt, so sind sie viel zu kurz und allgemein gehalten, als dass sie irgend welche Schlüsse auf bestimmte Zeitereignisse zuliessen; aber trotzdem gewähren sie

Digitized by Google

uns einen tiefen Einblick in die Verkommenheit der Sitten, welche zu Beginn des 13. Jahrhunderts auch unter den mittleren und niederen Schichten der Bevölkerung eingerissen war.

Wir erlegen uns im folgenden insofern eine Beschränkung auf, als wir von einer Besprechung solcher Satiren absehen, die ein ähnliches Gepräge tragen wie die zwei oben mitgeteilten. Ihre Zahl scheint besonders gross und ihre Form besonders beliebt gewesen zu sein. Indessen hegen wir starke Zweifel, dass alle von Th. Wright in „The Latin Poems commonly attributed to Walter Mapes", Camden Society Bd. XVI und „The Political Songs" ibid. Bd. VI veröffentlichten Satiren Erzeugnisse englischer Goliarden sind. Die meisten werden wohl dem Repertoire angehört haben, mit dem jene aus Frankreich zurückkehrten. Dafür spricht ausser den zahlreichen Altertümlichkeiten, die sie in sich bergen, schon der Umstand, dass in ihnen politische Anspielungen gänzlich fehlen.

Wir wenden uns vielmehr jetzt zu solchen Satiren, in denen das Bestreben zu generalisieren weniger stark in die Erscheinung tritt und das geistliche Element von dem nationalen immer mehr in den Hintergrund gedrängt wird. Da ist es zunächst auffällig, dass uns gerade aus jener Epoche, wo der Funke nationaler Erbitterung über das absolute Regierungssystem Heinrichs III. zu glimmen anfing, um in dem Feuerbrand des Aufruhrs hell aufzulodern, und wo wir eigentlich von rechtswegen eine gesteigerte Tätigkeit der Goliarden auf dem Gebiete der satirischen Dichtung hätten erwarten dürfen, ein so beschränktes Material zu Gebote steht; allein wir haben den Umständen Rechnung zu tragen, denen sich die Goliarden bei Abfassung ihrer Gesänge anzupassen gezwungen waren. Da in ihren Satiren die Klagen und Beschwerden des Volkes zum Ausdruck kamen, sie sich also lediglich als Dolmetsch der Volksstimmung darin aufspielten, so mussten sie schon in ihrem eigenen Interesse sich dazu entschliessen, sich des Volksidioms darin zu bedienen, sollten ihre Dichtungen eine Wirkung auf die Menge ausüben. Ein Aufleben der nationalen und ein kurzes Aufleuchten der anglo-normannischen politischen Dichtung ist daher die Folge jenes auffälligen Rückganges der lateinischen satirischen Poesie in jenen Zeiten, von deren dichterischen Erzeugnissen an späterer Stelle

Digitized by Google

die Rede sein wird; freilich sind wir auch hinsichtlich ihrer Überlieferung auf einen höchst unsicheren Boden gestellt. Nicht selten geschah es auch, dass man zu besonders erregten Zeiten auf Dichtungen zurückgriff, welche früher bereits ihre Wirkung auf das Publikum nicht verfehlt hatten, und sie den gegenwärtigen Verhältnissen anpasste. Derartige Satiren waren auch damals in Menge in Umlauf, wo die hehre Gestalt des wackeren Grafen Simon von Montfort in ihrem hellsten Ruhmesglanze erscheint. Von einer Besprechung derselben sehen wir im folgenden ab aus Gründen, die wir bereits eingangs darlegten und lassen es nur dabei sein Bewenden, ihrer Erwähnung getan zu haben. Hier sei zunächst der nahezu 1000 Verse lange, in der Form der Goliardenstrophe abgefasste Gesang *) auf die Schlacht bei Lewes (1264) hervorgehoben, der allein schon genügt, um uns die Stimmung und die Forderungen des Volkes, wie sie in allen uns erhaltenen gleichzeitigen Satiren, teils in energischer Weise, mit heftigen Ausfällen auf das herrschende Regiment, teils einen versöhnlicheren Ton anschlagend, niedergelegt worden sind, am besten zu veranschaulichen. Es scheint, dass auch an diesem umfangreichen Werke mehrere Hände tätig gewesen sind. und wir müssen die Virtuosität der Dichter bewundern, mit der sie nicht nur der Sprache Schlichtheit verleihen, sondern auch die Kunst, ihren Worten im Augenblicke des Triumphes — der Gesang ist unmittelbar nach der Schlacht entstanden, — so grosse Mässigung aufzuerlegen. Obgleich die kritisch-satirischen Betrachtungen, welche an die Niederlage der königlichen Partei geknüpft und in denen gleichsam die Forderungen ausgesprochen sind, um deretwillen das Volk die Waffen gegen seinen König ergriffen hatte, tiefernste Wahrheiten in sich bergen, so vermögen sie doch dem versöhnlichen Charakter der Dichtung keineswegs Abbruch zu tun. Andrerseits entspricht das tiefe religiöse Gefühl, das fast aus jeder Zeile redet und in der Anwendung zahlreicher biblischer Beispiele und Vergleiche nicht zum mindesten zum Ausdruck kommt, dem würdevollen Ton der patriotischen Dichtung voll und ganz. Sie beginnt mit einer Danksagung an Gott, dessen Weisheit Wunderdinge verrichtet habe. Nicht nur, dass er den Schwachen den Sieg verliehen,

*) Pol. Sgs. p. 72 ff.

Digitized by Google

habe er den Feinden noch dazu eine so vollständige Niederlage bereitet, dass sie, zu Paaren getrieben, an den Altären der Kirchen und in den Klöstern hätten Zuflucht nehmen müssen, deren Heiligkeit zu entweihen sie sich einst kein Gewissen gemacht hätten. Daher seien sie an ihrem Untergange selbst schuld. Dann wird Simon von Montfort gepriesen, dessen sich Gott als Werkzeug bedient habe, um den Tyrannen zu vernichten, der die Engländer bedrückt habe, wie einst Pharao Israel. Wenn man sich auch auf der Gegenseite bemühe, Simons Namen zu beschmutzen, so seien seine Taten doch ein Beweis dafür, dass er es ehrlich gemeint habe, denn Verräter fallen in der Zeit der Not ab; er aber habe den Tod nicht gescheut und somit gezeigt, dass er für die Wahrheit gekämpft habe. Man solle nur die Tatsachen reden lassen: Auf der einen Seite eine kleine, dürftige Schar, die noch dadurch eine grosse Einbusse erlitten habe, dass kurz vor der Schlacht ein Teil desertiert sei, auf der andern Seite das bestorganisierte Heer und die tüchtigsten Kämpfer. Hier Demut und Gottvertrauen, dort Stolz und Sündhaftigkeit. Wer erobern wolle, müsse rein sein und zuerst seine eignen Fehler besiegen, dann befinde er sich auf dem Wege zum Triumph. Wie weit davon entfernt Prinz Eduard sei, dem bei dieser Gelegenheit ernste Vorhaltungen gemacht werden, habe sich gelegentlich der Reichsversammlung zu Oxfort (Pfingsten 1263) gezeigt, wo Simons redliche Bemühungen um Aufrechterhaltung des Friedens an dem starren Sinn dieses Fürsten gescheitert seien. Dann habe Simon das Verhängnis nicht mehr aufhalten können. Er habe zunächst die Waffen ergriffen gegen die zahlreichen Fremdlinge im Lande (dieselben waren auf Betreiben der Königin und der Brüder des Königs so protegiert worden), deren herrschsüchtiges und eigenmächtiges Schalten und Walten den Ruin Englands abgezielt habe. Warum berücksichtige der König bei der Wahl seiner Berater nicht die Söhne seines Landes zuvörderst, denen das Wohl des Vaterlandes doch sicherlich mehr am Herzen liege als jenen Fremdlingen, die ihre hohen Stellungen lediglich dazu benutzten, um Reichtümer zusammenzuscharren und den König seinem Volke zu entfremden? Mit einem Hinweis auf den uneigennützigen Charakter des Grafen wird er von dem Verdachte gereinigt, dass etwa er nach der

Digitized by Google

Macht im Lande streben wolle, und dann ergeht die Bitte an Gott, des Grafen begonnenes Werk zu einem glücklichen Ende zu führen und dem Königreiche seinen früheren Glanz wiederzuverleihen. Damit endigt der erste Teil der Dichtung. Der zweite Teil setzt mit einer bitteren Kritik des Verhaltens des Prinzen Eduard ein, dessen Tapferkeit jedoch selbst von den Feinden lobende Anerkennung gezollt wird. Vor allem wird ihm zum Vorwurf gemacht, dass er, was eines Fürsten höchst unwürdig sei, zu leichtfertig mit seinem Eide umgehe unter Aufzählung der Fälle, wo er seine Versprechungen nicht eingelöst, ja, sogar offenen Verrat geübt habe und dass er sich schon zu sehr als absoluter Herrscher aufspiele. Aber trotz aller Vorhaltungen lässt der Dichter doch den Gedanken durchblicken, dass Eduard, wenn er seine Fehler ablege, dem Volke ein willkommener Herrscher sein werde. Sodann folgt eine lange Auseinandersetzung der Punkte, die der Gegenstand des Zwistes der beiden Parteien waren. Sie sind kurz folgende: Der König habe zu absolut geherrscht, daher habe er König zu sein aufhören müssen. Nicht allein, dass er seine Ratgeber aus Angehörigen jeder beliebigen Nation gewählt habe, habe er auch eine Menge missliebiger Fremdlinge mit Grafschaften belehnt, die von rechtswegen einheimischen Edelleuten zugekommen seien, und ihnen die Bewachung der königlichen Schlösser anvertraut. Auf diese Weise sei er ein Spielball in den Händen dieser ausländischen Günstlinge geworden. Sie hätten ihn seiner Würde als Fürst entkleidet und ihn unfähig gemacht, seine Herrschaft so auszuüben, wie es seine Vorgänger bisher getan, die in keiner Beziehung ihrem Volke untertan gewesen seien. Diese Übelstände zu beseitigen, sei das Bestreben der Barone gewesen, die Königswürde zu reformieren, nicht sie abzuschaffen. Die Barone seien unter diesen Umständen ebensosehr berechtigt gewesen, sich einzumischen, wie wenn das Königreich von äusseren Feinden bedroht gewesen sei; denn wenn sie im letzten Falle sich gegen ihre Pflicht aufgelehnt hätten, so würden sie sowohl gegenüber dem Gesetz als gegen den König verräterisch gehandelt haben. Im Gegenteil, des Königs Vertraute seien auch seine Feinde; sie verletzten die Verfassung des Reiches und führten es dem Untergange entgegen. Nach diesen Ausführungen wird dar-

Digitized by Google

getan, von welchen Gesichtspunkten aus der König sich bei Entwickelung seines neuen Regierungsprogrammes leiten lassen möge. Er solle stets eingedenk sein, dass er ein Diener Gottes sei und dass das Volk, über dem er stehe, nicht sein, sondern Gottes Volk sei. Er möge sich ein Beispiel an Moses, David und Salomo nehmen. Dann wird das Verhältnis zu seinen Ratgebern beleuchtet. Nicht ihre Meinung allein solle für ihn ausschlaggebend sein, sondern er möge die Stimme des Volkes zu Rate ziehen und diejenigen hören, denen ihre eigenen Gesetze am besten bekannt seien. Ebenso habe das Volk ein Recht an der Wahl der Minister, denn auf so verantwortungsreiche Posten gehörten die erfahrendsten Männer, die ein Gefühl besässen für das Wohl und Wehe des Volkes. Ihre Pflicht sei, den König auf seine Fehlgriffe aufmerksam zu machen. Sie alle jedoch unterständen dem Gesetze, selbst der König, dem es infolgedessen auch nicht zukäme, das Gesetz eigenmächtig zu ändern. Er solle vielmehr sein Heil in Gott suchen, dann herrsche er gerecht. —

So sehr auch die durch eine frohe Siegesstimmung inspirierte Schilderung über den Verlauf der Schlacht bei Lewes in unserer Dichtung geeignet ist, das einmütige Zusammengehen der Barone in der Ausführung ihrer Reformpläne in das günstigste Licht zu setzen, so war es doch um ihre Einigkeit in gewissen Fragen, bevor es zu dem entscheidenden Schlage bei Lewes kam, sehr traurig bestellt. Besonders als Simon von Montfort sich immer mehr zum Führer der Opposition aufzuspielen begann, traten heftige Eifersüchteleien zu Tage. Der ebenso mächtige, als herrschsüchtige Graf Richard von Gloucester war der erste, welcher den wachsenden Einfluss seines Nebenbuhlers mit schelen Augen betrachtete und den Verdacht ausstreute, Simon hege die Absicht, die Gewalt an sich zu reissen. Wenn daher zahlreiche Barone in dem Vertrauen auf die gute Sache erschüttert wurden und eine zweideutige Haltung einzunehmen anfingen, so lag dies einzig und allein an dem Zwist ihrer Führer, der sich zum offenen Bruch gestaltete, als es offenbar ward, dass Graf Richard von Gloucester den Bestrebungen Simons offen entgegenarbeitete und sich bemühte, die wankelmütigen Charaktere unter den Baronen auf seine Seite zu ziehen und somit Simon aller Machtmittel zu entblössen. Infolge dieser

Digitized by Google

Ränke konnte die königliche Partei nun an Stärke gewinnen, auf der Gegenseite jedoch begannen bittere Klagen laut zu werden, dass an so geringfügigen Rangstreitigkeiten die Hoffnungen so vieler scheitern sollten. Uns legt ein Gesang *) aus jener kritischen Zeit, welche die Jahre von 1258—62 umfasst, von der niedergedrückten Stimmung Zeugnis ab, die sich aller bemächtigt hatte. Wir verdanken seine Mitteilung William de Rishanger, der ihn durch Aufnahme in sein „Chronicon de bello Lewense" **) der Vergessenheit entrissen hat. Neben bitteren Klagen über die Uneinigkeit im eignen Lager bewegt sich der Dichter in heftigen Ausfällen auf die königliche Partei. Ja, es hat den Anschein, als ob er in der Verhöhnung der Anhänger des Königs das geeignetste Mittel erblickte, um die Abtrünnigen der guten Sache zurückzugewinnen. Gleich die erste Strophe lässt uns einen tiefen Einblick tun in die Gemütsverfassung des Dichters:

Plange plorans Anglia, plena iam dolore,
Tristis vides tristia, languens cum maerore;
Nisi te respiciat Christus suo more,
Eris vile canticum hostium in ore.

Dann wendet er sich mit einem ernsten Mahnrufe an die Führer der Opposition, das begonnene Werk an so kleinlichen Differenzen nicht zu schanden werden zu lassen. Dem Grafen R. von Gloucester macht er bei dieser Gelegenheit besonders harte Vorhaltungen, weil er durch seinen Übertritt ins königliche Lager die Gemüter so vieler erschüttert habe. Auch dem Grafen Hugo von Bigod redet er eifrig ins Gewissen, der zur Zeit der Entstehung unseres Gesanges der Sache der Barone noch ein treuer Anhänger gewesen zu sein scheint, während der Bruch mit dem Grafen von Gloucester sich bereits vollzogen hatte. Ihm sucht er vornehmlich damit zu imponieren, dass er ein Loblied auf seine Tapferkeit anstimmt und ihn darauf hinweist, dass doch nur „ein kleiner Haufen Hunde" das ganze Königreich in Bewegung setze. Wenn sie indessen fortführen, den Hader in ihren Reihen zu nähren, anstatt unter Hintansetzung aller Sonderinteressen zur schnellen Ausführung der erlösenden Tat zu schreiten, so trügen sie selbst dazu bei, dass das Königreich mit

*) Pol. Sgs. p. 121 ff.

**) Halliwell, Camden Society. London 1840.

Digitized by Google

jedem Tage mehr zu einem Vasallenstaate fremder Emporkömmlinge herabsinke:

Sic res publica perit, terra desolatur;
Invalescit extera gens et sublimatur;
Vilescit vir incola et subpediatur:
Sustinet injurias, non est qui loquatur.

Tam miles quam clericus ambo fiunt muti;
Facti sunt extranei loquaces astuti:
Inter centum Anglicos non sunt duo tuti;
Planctum est obprobrium, iam sunt assecuti. —

Das grösste Heil würde jedoch nach Meinung des Dichters darin bestehen, wenn ganz England sich einmütig um das Banner der Barone scharte und mit den Waffen in der Hand unter göttlichem Schutze sich der Gewaltherrschaft des Königs entledigte.

Unmittelbar nach der blutigen Schlacht bei Lewes scheint auch der folgende Gesang*) entstanden zu sein, der mit feiner Ironie die alte Feindschaft geisselt, welche die keltischen Volksstämme ununterbrochen gegen die eingewanderten Angelsachsen bewahrt hatten. Von diesem gespannten Verhältnis legen uns ja die häufigen Einfälle der Waliser in englisches Gebiet und die fortgesetzten Bemühungen der englischen Könige, ihren Hoheitsrechten auch in Wales Anerkennung zu verschaffen, beredtes Zeugnis ab. In unserer Dichtung nun erlassen die Cambrenser, indem sie sich zum Dolmetsch der Interessen ihrer keltischen Stammesbrüder aufwerfen, an diese die Aufforderung, die Uneinigkeit und die furchtbare Niederlage, die sich die „Sachsen" beigebracht haben, auszunützen, um das langgetragene Joch endlich abzuschütteln:

Venite jam strenue loricis armati,
Sunt pars magna Saxonum mutuo necati,
Erit pars residua per nos trucidati:
Nunc documenta date qua sitis origine nati. —

Besonders an die Briten, einst der mächtigste keltische Volksstamm, welche zum nicht geringen Verdruss der Waliser sich loyal verhielten, wohl, weil sie ihre Ohnmacht dem Stärkeren gegenüber einsahen, ergeht die Mahnung, eingedenk ihrer Abstammung zu sein. Der Himmel möge ihnen zur rechten Zeit

*) cf. Th. Wright. Pol. Songs p. 56 ff. Edélestand Du Méril, Poésies Populaires Latines Du Moyen Age Paris 1847, p. 275 ff.

Digitized by Google

einen solchen Herrscher bescheiden, wie sie dereinst in König Arthur besessen hätten, dann würde es ihnen wohl gelingen, die Engländer wieder über die See zu vertreiben und den alten Glanz ihres Vaterlandes wiederherzustellen. Es scheint in Sonderheit darauf abgesehen zu sein, der fruchtlosen Bemühungen zu spotten, mit denen die Waliser diejenigen keltischen Völkerschaften gegen die Engländer aufzureizen suchten, welche ihre Unabhängigkeit den englischen Königen rückhaltlos preisgegeben hatten. Ebenso tritt die Absicht des Verfassers klar zu Tage, den jenen Völkern in ihrer Gesamtheit als Briten eigentümlichen Eigendünkel zu verhöhnen, mit dem sie sich bei jeder Gelegenheit der Abstammung von König Arthur brüsten und Nationalhelden für sich in Anspruch nehmen, auf die sie kein Recht haben. Ausser König Arthur werden noch Broinsius, womit wie Du Méril ibi p. 277 vermutet, Ambrosius Aurelianus gemeint ist, der, ein Dux römischer Abstammung, im Jahre 455 oder 456 in der Schlacht bei Aegelsthrep Hengist besiegte*), nach Laȝamon**) ein mächtiger britischer König war, der Vortigern vernichtete, ferner Konstantin der Grosse, dessen Mutter Helena eine Britin gewesen sein soll und Brennus, der Eroberer Roms, erwähnt, von dem die Sage geht, dass auch er britischer Abkunft gewesen sei.

Neben den Walisern waren es die Schotten, die den englischen Königen fortwährend hart zu schaffen machten. Wie jene, so weigerten auch sie sich hartnäckig, die englische Oberhoheit anzuerkennen, und die Folge davon war eine dauernde Feindschaft und jahrelange Kämpfe. Am blutigsten indessen kam der alte Streit unter der Regierung Eduards I. 1272—1307 zum Austrag. Wie tief sich der nationale Hass in die Seele des englischen Volkes eingewurzelt hatte, davon legt uns, ausser den zahlreichen Kriegsliedern, von denen später noch die Rede sein wird, eine bittere Satire***) auf die Schotten aus dem Ende 13. Jahrhunderts Zeugnis ab.

In einem glühenden Patriotismus abgefasst, verrät das Werk einen äusserst befähigten Dichter. Die Frage nach der

*) cf. Lappenberg-Pauli I. 71.

**) cf. Laȝ.'s Brut, Ausg. v. F. Madden Lo 1847 Bd. II.

***) Pol. Songs p. 159 ff.

Digitized by Google

Autorschaft hat auch hier zu den kühnsten Kombinationen Anlass gegeben, allein die Tatsache, dass die meisten und besonders die geistreichsten Goliardenlieder anonym erschienen, enthebt uns der Aufgabe, eingehendere Untersuchungen über den vermutlichen Verfasser anzustellen. Wir gehen wohl auch hier nicht fehl, wenn wir den Gesang dem grossen Liedercyklus einverleiben, welcher ein Werk der gesamten goliardischen Dichterschaft bildet. Die Dichtung hat im Laufe der Zeit fortwährende Ergänzungen erfahren, die den Verlauf der weiteren Ereignisse poetisch verwerten, auch finden sich hie und da Einschiebungen, welche wir nicht auf Rechnung ein und desselben Dichters setzen können. Dass sie sehr populär war, dafür spricht der Umstand, dass uns nicht weniger als fünf Manuskripte erhalten sind, deren fast jedes einen andern Verfasser namhaft macht, ein Beweis dafür, dass bereits damals, als die Gesänge aufgezeichnet wurden (die Handschriften fallen ins 14. und 15. Jahrhundert), die Ansichten über die Verfasserschaft der Satire sehr geteilt waren. Wie bereits erwähnt, knüpft unsere Satire, welche das epische Material mit grosser Geschicklichkeit lyrisch verwertet, an die geschichtlichen Tatsachen an. Nachdem der Dichter sich darüber verbreitet hat, dass der Neid den Engländern bereits in den Franzosen, Schotten und Walisern so erbitterte Feinde geschaffen habe, geht er nach einem Lobgesang auf den wackeren König Eduard zu dem eigentlichen Thema über. Wir hören in einer bitteren Kritik von dem kurzen Königtum Johann Baliols, von seiner Untreue, die er in der Schlacht bei Dunbar mit dem Verluste seiner Krone bezahlen musste, von dem Verrate der Schotten unter Wallace bei Stirling und dem Rachezug der Engländer, die mit der vollständigen Vernichtung der Schotten in der Schlacht bei Falkirk im Jahre 1298 endete. Ein späterer Zusatz erwähnt noch die Unruhen, die König Eduard bestimmten, kurz nach seinem Siege abermals nach Norden zu ziehen, bis endlich der Waffenstillstand, welcher zwischen Frankreich und England zustande kam, auch den Schotten gewisse Vorteile sicherte. Was uns in unserer Satire, welche in der Variation der Goliardenstrophe erscheint, die an Stelle des 4. trochäischen Verses einen einem bekannten lateinischen Schrifsteller entlehnten Hexameter hat, der den Inhalt der ganzen Strophe zusammen-

Digitized by Google

fasst, am meisten anmutet, ist das tiefe nationale Empfinden, das fast aus jeder Zeile herausspricht und das nicht wenig dazu beigetragen hat, ihre Popularität zu sichern. Nicht das blosse Triumphieren des Siegers über seine Feinde, das in der rohen Verhöhnung des Unterlegenen seine Befriedigung erblickt, ist das Motiv, welches der Satire zum Vorwurf dient, sondern eine tiefe Abscheu vor der Treulosigkeit und dem verräterischen Betrug, Untugenden, wie sie die Schotten den Engländern gegenüber zur Schau trugen, und für die ihnen die gerechte Strafe des Himmels zu teil ward, war das treibende Moment, welches zur Abfassung des Gesanges Veranlassung gab.

Eines kurzen höchst geistvollen Gedichtes*) in Pentametern sei hier noch Erwähnung getan, welches über die Absetzung Johann Baliols von Schottland triumphiert. Er hatte bekanntlich, nachdem er durch den Friedensschluss von Chartes im Jahre 1299 in Freiheit gesetzt worden war, in Frankreich Zuflucht gesucht und gefunden und machte nun von dort aus vergebliche Anstrengungen, mit französischer Hilfe seinen Thron zurückzuerobern. Der Dichter spottet über die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen und der seiner Schotten, indem er sie auf den Zustand ihrer Schwäche und die Folgen eines abermaligen Aufstandes aufmerksam macht, denn:

Percussis bellis, sterilis fit Troja puellis;
Finitis motis, sic fiet Scotia Scotis.

Bevor wir das Gebiet der politischen Satire verlassen, um die Tätigkeit der Goliarden auch nach einer anderen Richtung hin zu verfolgen, sei noch auf einige kürzere Dichtungen verwiesen, die deshalb nicht uninteressant sind, weil darin zur Erklärung und Veranschaulichung der Ausführungen Ausdrücke aus der Volkssprache herangezogen werden, um die Wirkung der Satire zu erhöhen und sie allgemein verständlicher zu machen. In der folgenden**) richten sich die Angriffe auf den Geiz und Hochmut der Grossen während der Regierung Heinrichs III. Nachdem der Dichter seiner Entrüstung über die Übelstände der Zeit in bitteren Worten Luft gemacht hat, werden vier Brüder aufgezählt, deren sündhafter Lebenswandel ganz den Tatsachen

*) Pol. Songs p. 180 f.
**) Pol. Songs p. 46 ff.

Digitized by Google

entspräche, wie sie in der Satire geschildert seien, und deren Namen gleichzeitig die Charaktereigenschaften eines jeden von ihnen in sich verkörperten:

Hii sunt fratres quattuor, Robertus et Ricardus,
Gilebertus postea, vir valde wandelardus,
Quartus inter alios frater est bastardus
Galfredus qui piger est et ad bona tardus.

Competender per Robert robbur designatur,
Et per Richard, riche hard, congrue notatur;
Gilebert non sine re gilur appelatur;
Gefrei, si rem tangimus, in „jo frei" commutatur.

Ob die vier Brüder wirklich existiert haben, oder ob der Dichter ihre Namen blos fingiert und seinem Zwecke angepasst hat, um dadurch, dass er ihre Charaktere als Typen verschiedener Menschenklassen aufstellte, eine desto allgemeinere Wirkung seiner Satire erzielen zu können, darüber lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Wie gesagt, sind die Beispiele nicht selten, dass sich die Dichter Worte aus der Volkssprache bedienen, um mit Hilfe der drastischen Bedeutung dieser Worte, in stärkeren Farben auftragen zu können. So z. B. in einer Satire*) auf die Cistercienser Mönche. Nach echter Goliardenweise werden hierin alle Vergehen rücksichtslos entlarvt, deren sich diese Mönche schuldig machen, ja, der Dichter geht sogar in seinem Hasse soweit, dass er dem Auftreten des Cisterciensерordens dieselben vernichtenden Wirkungen zuschreibt wie der Rinderpest, welche in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts verheerend in England auftrat. Die diesbezüglichen Tetrastichen lauten:

Duo sunt qui nesciunt satis detestari,
Quae exosa sentio, cado, terra, mari,
Quibus omnis regio solet devestari,
Quibus nulli studio potest obviari.

Pestis animalium quae shuta vocatur,
Et Cisterciensium quae sic dilatatur:
Duplex hoc contagium orbem populatur
Quod sit magis noxium prorsus ignoratur.

Schliesslich sei noch auf einen kurzen Gesang**) verwiesen, dessen Satire, ähnlich wie in den oben besprochenen, sich damit befasst, den geistlichen und weltlichen Würdenträgern der Reihe

*) Th. Wright, The Latin Poems p. 54 ff.
**) ibi p. 44 f.

Digitized by Google

nach ins Gewissen zu reden. Da begegnen wir denn, als der Dichter bei den Mönchen und Subprioren ist, folgenden Versen:

Vos, claustrales monachi, vosque subpriores,
Nos vocatis dulciter fratres et sorores;
Sed et cum pro meritis effectis pastores,
Tunc perit fraternitas, jam mutastis mores.

Cum tenetis baculum et vices abbatis,
Thalamos incolitis, et vos elongatis
A claustri dormitorio, cum vestris privatis
Lacti multipliciter „uuesheil" *) decantatis. —

Wenn wir nun, um das Bild von der umfangreichen Tätigkeit der Goliarden auf dem Gebiete der satirischen Poesie in grossen Zügen zu vollenden, auf die zahlreichen Gesänge zu sprechen kommen, in denen die Dichter ihrer Satire lediglich innerhalb des Rahmens den weitesten Spielraum lassen, der ihre Interessensphäre im engeren Sinne des Wortes umzog, so sind unter diese Rubrik die vielen Satiren auf die Mönche und geistlichen Orden zu zählen, welche aber im grossen und ganzen wenig neue Gedanken mehr zu bringen vermögen, als die derben Schmähungen und begründeten Klagen der eingangs behandelten politischen Satiren. Auch bei ihnen ist es schwer zu entscheiden, inwieweit oder ob überhaupt die Mehrzahl der in Frage kommenden Gesänge dem 13. Jahrhundert zuerteilt werden dürfen oder Eigentum der englischen Goliarden sind. Vielleicht ist ein grosser Teil von ihnen gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Frankreich gedichtet worden und hat dann erst später, wie es in so vielen Fällen geschah, in England Verbreitung gefunden.

An erster Stelle erwähnen wir einen kleinen Cyclus**) von Gedichten, die sich mit ein und demselben Thema befassen und zu deren Anfertigung ein Conzilsbeschluss aus dem Jahre 1205 die Veranlassung gegeben hat. Es ist bekannt, dass sich trotz der strengen Vorschriften des Cölibats die meisten Geistlichen nur schwer dazu entschliessen konnten, sich von ihren Weibern zu trennen, und dass es wiederholter Conzilsbeschlüsse bedurfte, die eine strenge Durchführung des Gesetzes unter Androhung der schwersten kirchlichen Strafen im Nichtbeachtungsfalle verordneten. Eine solche erneute Verfügung wurde nun auch auf

*) „uuesheil", bekanntlich der Heilruf bei Trinkgelagen.
**) ibi p. 177 ff.

Digitized by Google

dem von Papst Innocenz III. im Jahre 1205 einberufenen Lateranconzil getroffen und verfehlte nicht, unter den Priestern einen Sturm der Entrüstung hervorzurufen. Wie hart sie der Urteilsspruch des Papstes treffen konnte, welcher zugleich ihre Weiber verdammte, davon legen die Satiren Zeugnis ab, in denen die Goliarden die tiefgehende Erregung zur Zielscheibe ihres Spottes machten. Es sind uns deren nicht weniger als 3 überliefert. In der ersten tritt ein „quidam presbyter“ als Anwalt seiner Amtsbrüder auf, um mit Gründen der heiligen Schrift den Beweis zu liefern, dass ein derartiges Verbot, ganz abgesehen davon, dass es die Frucht vieler Sünden und Schandtaten werden würde, den göttlichen Bestimmungen direkt zuwiderlaufe, denn:

Gignere nos praecipit Vetus Testamentum,
Ubi Novum prohibet, nusquam est inventum etc.

oder: Olim quando dominus ylem informavit,
Utriusque generis animal creavit,
Neutri vero generis nullum vegetavit,
Quod debemus gignere, satis intimavit.

Charakteristisch für die Goliardenpoesie sind die Ausfälle auf den Papst, z. B. in der folgenden Strophe:

Non est Innocentius, immo nocens vere,
Qui quod deus docuit, studet abolere;
Jussit enim dominus feminas habere,
Sed hoc noster pontifex jussit prohibere.

Die beiden anderen Spottgedichte unterscheiden sich von dem obigen nur dadurch, dass dort 20 Cleriker, allerdings bisweilen in derb drastischeren Worten, der Reihe nach ausführen, was der Verfasser hier durch den Mund eines Priesters verkündet. Sie sind sich alle darüber einig, dass die strenge Handhabung des Cölibats, weil unnatürlich, undurchführbar sei und bestehen energisch darauf, ihre Weiber behalten zu dürfen. Die Beweggründe, durch welche sie sich zu der Aufrechterhaltung ihrer Forderung berechtigt fühlen, klingen in den folgenden Strophen aus:

Coram tota curia papa declaravit:
Sacerdotem, qui hic et haec et hoc declinavit:
Omnem non generantem excommunicavit;
Ex sorore filium ipse procreavit.

Quod papa concesserat, quis potest vetare?
Cuncta potest solvere solus, et ligare:
Laborare rusticos, milites pugnare
Jussit, at praecipue clericos amare.

Digitized by Google

Habebimus clerici duas concubinas:
monachi, canonici, totidem vel trinas:
decani, praelati, quatuor vel quinas:
sic tandem leges implebimus divinas".

Es ist offenbar, dass unsere Satiren, welche mit so beissender Ironie die sittlichen Lebensanschauungen des Clerus beschreiben, es auch darauf abgesehen hatten, das schnöde Gewerbe der Buhldirnen, welches auf den Lebenswandel der Geistlichkeit so düstere Schatten warf, schonungslos an den Pranger zu stellen. Dass unter solchen Umständen das erwähnte Verbot Innocenz's III. durchaus am Platze war, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden.

In unmittelbarem Zusammenhang mit diesen 3 Liedern steht eine höchst derbe Satire auf das Verbot der Priesterehe und in Verbindung damit auf das weibliche Geschlecht. Sie liegt uns in zwei Fassungen vor, einer älteren und einer jüngeren, über die wir uns im folgenden etwas näher verbreiten müssen. Die ältere ist uns von Du Méril in seinen „Poésies Populaires Latines" p. 179 ff mitgeteilt und ist seiner Meinung nach in einer religiösen Absicht gedichtet worden, gleichsam, um die verschärften Beschlüsse, die auf dem Laterankonzil des Jahres 1205 gegen die Ehe der Priester erlassen wurden, zu sanktionieren und dem Klerus das Heiraten zu verleiten. Erst später hätten sie die Goliarden in ihr Repertoire aufgenommen und sie ihren Zwecken untergeordnet. Was die Ausführungen Du Mérils anbelangt, so können wir denselben nur insofern beipflichten, als er die Entstehung der Satire mit den Bestimmungen der Lateransynode des Jahres 1205 in Zusammenhang bringt; indessen zweifeln wir daran, dass ihre Abfassung einen moralischen, ja sogar religiösen Zweck besessen haben soll. Der derbe, oft schmutzige Inhalt der Satire war unserer Ansicht nach wenig geeignet, eine moralisierende Wirkung auszuüben, sondern er lässt die satirische Absicht nur zu sehr erkennen. Wir können uns nicht vorstellen, dass ein Geistlicher, auch wenn er sich drastischer Beispiele bediente, um auf das Publikum abschreckend zu wirken, zu solch' unmoralischen Schilderungen griff, wie sie unsere Satire enthält, sehr wohl aber, dass den Goliarden die ganze damalige Cölibatsbewegung, sowohl die Ursachen, als auch die Wirkungen, eine willkommene Zielscheibe war, auf die sie die

Digitized by Google

Pfeile ihrer Satire richten konnten. Wir verweisen nur auf die vorausgegangenen Satiren, um das Gesagte durch Belege bestätigt zu finden. Es hat vielmehr den Anschein, als ob die Satire ein Spottgedicht auf die Bemühungen der Geistlichen gewesen ist, welche es unternahmen, in poetischen wie prosaischen Schriften die Ehe als unvereinbar mit dem geistlichen Beruf hinzustellen. Die jüngere Fassung der Satire hat Th. Wright in The Latin Poems etc. p. 77 ff veröffentlicht. Sie erweist sich lediglich als eine Umarbeitung der älteren Vorlage im Sinne des Bischofes Golias, des Hauptes der Goliardenschaft. Der Fall steht in der Goliardendichtung nicht einzig da, dass ein Gesang nach dem Muster der Goliassatiren zugeschnitten ward, sondern wir können diese Erscheinung besonders bei derbsatirischen Dichtungen häufig finden. Über das Alter der jüngeren Fassung haben wir einen sicheren Anhaltepunkt. Während in dem Du Méril'schen Text von nur 2 Heiligen die Rede ist, beruft sich Golias bei Wright auf deren drei. Der Name des 3. Heiligen ist der Peters von Corbolio, Bischofes von Sens. Da dieser aber erst im Jahre 1226 starb, so dürfte die Goliassatire erst nach diesem Zeitpunkte anzusetzen sein. Sie ist in dieser Gestalt sehr populär geworden und hat zahlreiche Übersetzungen erfahren; aber auch die ältere Fassung scheint bereits Aufsehen erregt zu haben und auf die zeitgenössische Litteratur nicht ohne Einfluss gewesen zu sein. Wir werden später in der Dichtung eines anglo-norm. Trouvères grosse Anklänge an unsere Satire finden (cf. p. 121). Was schliesslich die Verfasserschaft der Satire anbelangt, so ist sie sehr umstritten worden. Der Name Walter Mapes' ist häufig mit ihr in Verbindung gebracht worden. Diese Ansicht hat besonders Th. Wright, ibi Einleitung, vertreten, der die Satire, wie erwähnt, in der jüngeren Fassung veröffentlichte. Da es aber ausgeschlossen ist, dass diese von Walter Mapes stammt (cf. p. 51), und uns andrerseits jegliche Beweismittel dafür fehlen, dass er der Autor der Satire in ihrer älteren Gestalt sein könnte, so teilen wir die Dichtung ohne Bedenken der gesamten Goliardenschaft zu. Wir sind dazu um so mehr berechtigt, als das Bestreben von Dichtern so heftiger Satiren, wie die unsrige ist, dahin ging, mit ihren Namen so wenig als möglich in die Öffent-

Digitized by Google

lichkeit zu treten und auch die verschiedenen am Ende der zahlreichen Manuskripte sich befindenden Eigennamen von der Geteiltheit der Ansichten in der Autorenfrage bereits in frühester Zeit Zeugnis ablegen.

Die Satire ist, wie eine ganze Anzahl der schwungvollsten Goliaslieder (cf. Apocalypsis Goliae*) u. a.), in die Form einer Vision eingekleidet. Wir richten uns im folgenden nach dem Wright'schen Text. Die Abweichungen von der älteren Fassung sind bereits oben der Hauptsache nach angedeutet worden. Golias erzählt, wie er in heisser Liebe zu einer Jungfrau entbrannt sei und den Entschluss gefasst habe, dieses zarte Geschöpf zu ehelichen, aber durch drei Engel, die ihm Gott im Traume erscheinen liess, von der Ausführung seines Vorhabens abgebracht worden sei, da ein jeder von ihnen ihm die Gebrechlichkeiten und Schwächen des Weibes in anderem Lichte gezeigt habe. In Gestalt dreier Heiligen, auf die er sich gleich in der Eingangsstrophe beruft, seien ihm die Engel erschienen, deren Offenbarungen uns in den folgenden Zeilen mitgeteilt werden:

Petrus de Corbolio uxorem fragilem.
Probat Laurentius stultam et labilem,
Johannes asserit hanc nunquam humilem,
Sed superbissimam et irascibilem.

Über die satirischen Schriften jener 3 mehr oder weniger bekannten Theologen sind wir zum Teil wenig, zum Teil gar nicht informiert. Von Peter von Corbeil**) wissen wir nur soviel, dass er, wie bereits erwähnt, Bischof von Sens war und um die Wende des 12. Jahrhunderts an der Universität Paris lehrte. Mit Laurentius***) ist, wie Wright vermutet, ein Bischof von Durham gemeint, dessen litterarische Haupttätigkeit in die Jahre 1149/53 fällt. Seine Schrift „De dissuasione conjugii“ †) soll eine bittere Invektive gegen die Weiber sein. Was Johannes, von dem unser Gedicht selbst sagt: „os habens aureum“, in dieser Hinsicht anbelangt, so braucht nur daran erinnert zu werden, wie er wegen wiederholter Lästerung der Kaiserin Eudoxia des Patriarchates von Konstantinopel verlustig ging.

*) Wright, The Latin Poems, p. 1 ff.
**) cf. Hubatsch, Die lat. Vag.-lieder des Mittelalters p. 74.
***) cf. Wright Biogr. Brit. Lit. p. 160/61.
†) cf. Du Méril p. 181.

Digitized by Google

Die Einzelheiten der Satire wiederzugeben, würde den Regeln des Anstands widersprechen; nur soviel sei noch anzuführen gestattet, dass ein jeder der 3 Heiligen seine Ausführungen in einer Reihe von Strophen zu begründen sucht, indem Peter die Ehe als ein drückendes Joch und den Ehemann als den ewig Gequälten schildert, Laurentius auf die Unbeständigkeit des Weibes hinweist, welches, um seine Leidenschaften zu befriedigen, selbst vor dem Ehebruche nicht zurückschrecke, während Johannes die Ehe als die höchste Knechtschaft bezeichnet. Er geht schliesslich in seinen schmutzigen Ausführungen soweit, dass sie eine groteske Höhe erreichen. Es braucht wohl nicht noch erwähnt zu werden, dass unter solchen Umständen Golias ihren Rat befolgt und auf die Ehe verzichtet. —

Obgleich das besprochene Goliaslied, das in seiner älteren Fassung zugleich einen polemischen Charakter trug, zur Frauensatire überleitet, seien vorerst noch einige Lieder mitgeteilt, in denen das Leben der Äbte und die Behandlung, die sie ihren Untergebenen zuteil werden lassen, zum Gegenstand bitteren Spottes gemacht werden und die einen integrierenden Bestandteil des umfangreichen Gebietes der Mönchssatire bilden. Einen sicheren Anhaltepunkt bezüglich ihrer örtlichen und zeitlichen Entstehung bietet uns eine von Th. Wright in den „Reliquiae Antiquae“ II. 140 ff. unter dem Titel „The Abbot of Gloucester Feast“ mitgeteilte Satire.*) Sie ist gegen Ende des 13. Jahrhunderts von einem Mönch des Klosters Kiledare in Irland gedichtet worden. Der Verfasser beschreibt darin mit viel Humor das üppige Leben, welches der Abt und der Prior des Klosters von Gloucester auf ihren Gelagen zu führen pflegen; wie sie nur einzig und allein auf ihren Vorteil bedacht sind, während ihnen das Wohlergehen ihrer Mönche nicht im mindesten am Herzen liegt. Der Wein spielt dabei natürlich eine grosse Rolle; sie stossen so oft miteinander an, bis sie schliesslich das höchste Stadium der Trunkenheit erreicht haben:

Abbas vomit et prioris,
vomis cadit super floris,

und der Verfasser, dem ein solches Treiben zuwider ist, fährt fort:

*) cf. auch Schneegans, Gesch. der grotesken Satire p. 68 f.

Digitized by Google

Ego pauper steti foris
Et non sum laetitia.

Anstatt dass sie nun von ihrem nichtswürdigen Tun ablassen, wird der Umtrunk von neuem begonnen, was der Abt mit folgenden Worten bekräftigt:

„Date mihi de liquoris,
Status erit melioris,
Si habebit gratia".

Der Prior indessen, der sich bisweilen auch an ihre Pflichten zu erinnern scheint, entgegnet ihm halb abwehrend:

(Dixit prior ad abbatis,)
„Habes modo bibe satis,
Non est bonum ebriatis,
Ire post in claustria".

So sorgen sie nun für ihren Leib und ihre Kehle, aber wie es um den Durst ihrer Mönche bestellt ist, danach fragen sie nicht. Ihr Geiz und die Geringschätzung, welche sie ihren Untergebenen widerfahren lassen, kennen bald keine Grenzen mehr. Ja, und wenn sich einmal ein Mönch herausnimmt, sich über eine solche Behandlungsweise aufzuhalten, da stehen ihm die strengsten Strafen bevor. Die Verse, in denen der Abt des Geizes geziehen wird, und die Mahnung, welche der Verfasser daran knüpft, lauten z. B. wie folgt:

„O abbatis et priore,
Nichil datis de liquore;
Non est vobis de pudore?
Tu es avaritia!
Qui stat, videt ne cadatis,
Multos enim de praelatis,
Sunt deorsum deponatis
Propter avaritia.
Propter cordis strictitatis
Sunt superbi descendatis
Et sic propter parvitatis
Perdere magnalia ....." etc.

Das Gedicht hat inhaltlich viel Ähnlichkeit mit einer bei Th. Wright, The Latin Poems p. 184 ff. veröffentlichten Satire, „De Visitatione Abbatis" betitelt. Hierin macht sich der Verfasser über die oberflächliche Art und Weise lustig, mit der eine „visitatio" vom Abte gehandhabt wird, die natürlich nur darin besteht, dass er es bei einer eingehenden Besichtigung

Digitized by Google

von Küche und Keller bewenden lässt. Überhaupt macht sich der Abt seine Arbeit sehr leicht; erst nachdem er sich frisch gestärkt hat, schreitet er zur Ausübung seines Amtes:

Hinc facturus scrutinium,
Ad abbatiam equitat,
Intrat infirmitorium,
Illud in primis visitat;
Ibi sumit edulium,
Ibi libenter habitat;
Paupertatem claustralium
Non sentit nec recognitat.
Die sequenti fratibus
Accedit visitatio;
Profertur coram omnibus
Visitativa lectio;
Tota de temporalibus
Est patris inquisitio,
Quasi nulla de moribus
Habetur ibi quaestio.

Hat irgend ein Mönch ein Anliegen, so erlegt ihm der Abt Stillschweigen auf, sofern jener nicht einen grossen Namen hat:

Si quis zelator ordinis
Loquatur propter ordinem,
Nisi sit magni nominis,
Pacere facit hominem.

Auf diese Weise waltet er seines Amtes, und wenn die festgesetzte Zeit der „visitatio“ verstrichen ist:

Tandem carta componitur;
Ut rite fiant omnia;
Quod magnum est, omittitur,
Sola scribunt levia;
Ibi bene perpenditur
Visitantis incuria,
Nam quicquid illic scribitur,
Duae non valent allia.

Darauf kommen natürlich wieder der Wein und gutes Essen zu ihrem Rechte und die „visitatio“ schliesst so, wie sie begonnen hat.

Was die äussere Form der beiden Satiren anbelangt, so gehen sie darin völlig auseinander. Während wir es in der „Visitatio“ mit einer vollständig korrekten Ausdrucksweise zu tun haben, ist die Sprache der anderen ein gänzlich verderbtes

Digitized by Google

Latein, ähnlich wie es die ungebildeten Mönche in den Klöstern zu radebrechen pflegten. Es scheint die Absicht des Verfassers gewesen zu sein, in den groben, bisweilen stark übertriebenen Verstössen gegen die Regeln der Grammatik die Redeweise der Mönche zu verhöhnen. Ein Blick auf die angeführten Verse genügt, um uns von der Richtigkeit dieser Annahme zu überzeugen.

Diesen zahlreichen Satiren über die Priesterschaft nun ebenbürtig zur Seite stehen Schriften, in Versen wie in Prosa, welche sich in Angriffen auf das weibliche Geschlecht förmlich überbieten. Ein drastisches Beispiel lieferte uns bereits das p. 34—37 behandelte Spottgedicht. Es war im Mittelalter überhaupt ein beliebtes Thema, sich über weibliche Gepflogenheiten, über die Torheiten und Übertreibungen in der Mode lustig zu machen und es müsste uns wundern, wenn die Goliarden, die doch auf jedem Gebiete gern die Rolle eines Sittenrichters übernahmen, nicht auch dem schönen Geschlechte ihren beissenden Witz zu kosten gegeben hätten. In der folgenden Satire*) haben z. B. die Schneider herzuhalten, deren Handwerk solchen Mode-Ausschweifungen Vorschub leistet. Sehr heiter wirken gleich die nicht ungeschickt gewählten, den Metamorphosen Ovids entlehnten Eingangszeilen:

In nova fert animus, mutatas dicere formas
Corpora, Dii coeptis, nam vos mutastis et illas,
Adspirate meis,

welche zu der folgenden Strophe überleiten:

Ego dixi, dii estis,
Quae dicenda sunt in festis
Quare praetermitterem?
Dii revera, qui potestis
In figura novae vestis
Transmutare veterem.

Nicht nur das Bestreben, sich gegenseitig in der Pracht der Kleidung zu übertreffen, erfährt eine höhnische Zurückweisung, sondern auch die Sucht, fremde Trachten nachzuäffen. Mit viel Humor weist der Verfasser darauf hin, wie vielen Veränderungen das Tuch innerhalb einer kurzen Zeit unterworfen sei, je nachdem es die Mode erheische, indem es das eine Mal

*) Pol. Sgs. p. 51 ff.

Digitized by Google

dem Zwecke eines Umhanges, das andere Mal dem eines Mantels zu entsprechen habe, bis es schliesslich nach unzähligen Umwandlungen noch dem Diener als Lohn gegeben werde. Nicht anders verhalte es sich mit dem Pelzzeug, zu dem man dann, wenn das Tuch Spuren der Abnutzung zu zeigen beginne, seine Zuflucht nehme, um die Schäden damit zu verdecken.

Leider entsprechen die uns in unserer Satire geschilderten Übertreibungen nur zu sehr den Tatsachen, wie sie uns ein Blick auf die Kulturgeschichte nicht nur Englands, sondern auch der Länder des Continents deutlich erkennen lässt. Durch den Handel, welcher im 13. Jahrhundert einen ungeheuren Aufschwung genommen hatte, war der Wohlstand auch der niederen Volksschichten sehr gefördert worden und durch die lebhaften Verbindungen Englands mit allen bekannten Teilen der Erde, besonders aber durch die Kreuzzüge, hatten sich auf sozialem Gebiete bedeutende Umwälzungen vollzogen, durch welche nicht nur die Ansprüche, die man bisher an die Bedürfnisse des Lebens zu stellen gewohnt war, um ein Erhebliches gesteigert wurden, sondern sie waren auch die Folge einer ausschweifenden Lebensweise, welche durch die Nachahmung der Sitten und Gebräuche der üppigen und prunkliebenden Südländer nicht zum mindesten bedingt worden war. Vor allen Dingen aber fand man in der Unbeständigkeit der Mode ein geeignetes Mittel, seinen Reichtum durch Entfaltung eines grossen Aufwandes offen zur Schau zu tragen. Gegen diese Extravaganzen nun nimmt unsere Satire Stellung. Von ihrer Popularität zeugt die häufige Einschiebung anglo-normännischer Verszeilen in die einzelnen Strophen, auf die wir an anderer Stelle noch zu sprechen kommen werden (p. 102). Dass sie einen Engländer zum Verfasser hat, beweist auch noch der Umstand, dass bei Aufzählung der Nationen, die derartigen Modeirrungen unterworfen sind, die englische nicht ohne Absicht an erste Stelle gesetzt ist:

Sic ex veste vestem formant
Engleis, Tyeis, Franceis, Normant,
Omnes generaliter.
Ut vix nullus excludatur,
Ita capa declinatur,
Sed mantellus aliter.

Unzweifelhaft zielte in unserem Gesange die Satire nicht allein auf die Schneider ab, sondern sollte vor allem die Damen

Digitized by Google

treffen, die der Mode in übertriebener Weise huldigten. Wir werden im Verlauf unserer Darstellung noch einer Menge solcher Spottgedichte auf die Putzsucht der Frauen begegnen, weshalb wir es hier bei dieser einen Probe sein Bewenden lassen wollen.

Zum Schluss sei nur noch auf einzelne kleine Stücke hingewiesen, von denen das eine zeigt, wie man jede Gelegenheit benutzte, um dem weiblichen Geschlechte einen Streich zu spielen, während das andere an die Schmähungen erinnert, von denen die oben erwähnte Golias-Satire strotzte. Das erste befindet sich bei Th. Wright, The Latin Poems p. 212 ff mit der Überschrift „De Partu Virgine" und redet von der unbefleckten Empfängnis und der Mutterschaft der heiligen Jungfrau ein Langes und Breites, um ihre Reinheit und Ehre aus allerlei Erscheinungen nachzuweisen. Schliesslich aber wendet es sich gegen die Frauen und legt seine Angriffe in folgender Strophe fest:

Sui sexus feminae
Jactant principatum.
De quo sine semine
Christum scimus natum;
Decus non invideo
Sexui femineo,
De quo nasci voluit,
Quia mas quam femina,
Dominus quam domina,
Nascens dici maluit.

Das andere ist ein kleines Prosastück, welches uns Halliwell in den „Reliquiae Antiquae" I. 168 mitteilt. Es sei seiner Kürze wegen hier wiedergegeben:

Quid est mulier? Amicitia inimica; inefugabilis poena; necessarium malum; naturalis temptatio; desiderabilis calamitas; domesticum periculum; delectabile detrimentum; mala nata, boni colore depicta; janua diaboli; via iniquitatis; scorpionis percussus notitiumque genus femina. Ex eis ab initio aucupatum est peccatum. —

b) Der prosaischen.

Bisher hatten wir genugsam Gelegenheit, die Goliarden in ihrer dichterischen Tätigkeit als Reimkünstler ersten Ranges zu bewundern, so dass man meinen sollte, denselben Goliarden, welche in der poetischen Gestaltung ihrer Gesänge eine so bewunderungswürdige Virtuosität an den Tag legten, hätte die prosaische Darstellung eines Stoffes ausserhalb ihres Wirkungs-

Digitized by Google

kreises gelegen. Von dem Gegenteile dieser Anschauung überzeugt uns jedoch die Existenz satirischer Prosastücke, die, wenn auch in sehr bescheidener Zahl überliefert, uns trotzdem erkennen lassen, dass die Goliarden auch auf diesem Gebiete über ein nicht zu unterschätzendes Talent verfügten. Von denjenigen Stücken, welche vermutlich für unsere Abhandlung in Betracht kommen, gehören einzelne in das Bereich der Parodie. Es sind deren zwei, eine Evangelienparodie und die sogenannte Trinkermesse, von Th. Wright in den „Rel. Ant." II. 58 u. 208 ff publiziert. Leider aber fehlen uns jegliche Anhaltepunkte, die uns einen Aufschluss gewährten über Ort und Zeit ihrer Abfassung. Ob sie mit oder ohne Recht dem 13. Jahrhundert und den englischen Goliarden zuerteilt werden dürfen, wage ich nicht zu bestimmen. Wenn wir hingegen den Ausführungen Hubatschs (Die lat. Vaglieder des Mittelalters p. 80) bezüglich der Trinkermesse Glauben beimessen dürfen, so ist der Ursprung dieser Parodie in Frankreich zu suchen, eine Vermutung, die sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Da uns also für die Datierung unserer Stücke so wenig positive Beweise zu Gebote stehen, so wollen wir auch von einer eingehenderen Besprechung an dieser Stelle absehen und uns nur auf einige kurze Bemerkungen beschränken. In beiden Parodieen handelt es sich um eine Verherrlichung des Bacchus, indem in der ersten eine Stelle des Lukasevangeliums einem trivialen Zwecke dienstbar gemacht wird, während die zweite die Zeremonie der Messe einem niederen Gegenstande unterordnet. Es tritt in beiden die Absicht zu Tage, dass es auf eine Verspottung des leichtfertigen, üppigen Schwelgerlebens der Geistlichen abgesehen ist, durch welches der sittliche Ernst und die Würde, welche die Ausübung ihres hohen Berufes als Diener und Stellvertreter Gottes auf Erden erforderte, aufs Tiefste entheiligt wurde. Daher scheute man sich auch nicht, selbst die heiligen Handlungen und die Mittel, deren man sich bei der Ausübung derselben bediente, zum Gegenstand so derber Verhöhnung zu machen, um sie auf diese Weise dem Tun und Treiben jener in geeignetem Masse anzupassen.

Auf ebenso unsicherem Boden bezüglich der Orts- und Zeitbestimmung stehen wir bei der Betrachtung einer unter dem

Digitized by Google

Titel „Magister Golias de quodam abbate“ von Th. Wright, The Latin Poems Ap. VII. p. XI. ff. veröffentlichten Satire,*) welche die ausschweifende Lebensweise eines Abtes beschreibt und in ihren Ausführungen bisweilen soweit geht, dass die Übertreibungen die Höhe des Grotesken erreichen. Es wird zunächst geschildert, unter welchen Umständen der Abt sein Tagewerk beginnt, dass die Sonne bereits am Zenit steht, wenn er sein Lager verlässt, dass er dann zunächst darauf bedacht ist, die Speisen und Getränke wieder von sich zu geben, welche er am Abend zuvor in überreichem Masse genossen, um dann wieder den Genüssen zu fröhnen, welche ihm der neue Tag beschert. Das ganze Stück birgt eine Fülle von Wortspielen und Aufzählungen, deren einige wir ihrer Originalität wegen hier wiedergeben wollen. Nach den obigen Verrichtungen des Abtes ist sein erster Gedanke wieder sein Magen. Quippe? Plus enim meditatur de eo quam de deo, plus de salsamentis quam de sacramentis, plus de salmone quam de Salomone u. s. f. Dann heisst es weiter: Igitur cum sibi venter Deus sit, et regnare bene comedere, prius mentem ad epularia quam ad epularia studia et pluris sibi facit coenatorium quam coenobium, et pluris coenam quam cellam. Wir werden nun des weiteren unterrichtet, wie sich der Abt, den Regeln des Klosters zuwider, durch zarte Kleider verweichlicht, wie er seinen Beruf vernachlässigt, um sich den Freuden des Bachus und der Venus hinzugeben, wir hören ferner von seiner masslosen Unersättlichkeit und Völlerei, die keine Grenzen kennt, wie er, um seine Lieblingsspeisen in einer seinem grossen Appetit entsprechenden Menge verzehren zu können, die Ordensregel, die den Genuss von mehr als 5 Eiern auf einmal verbietet, schlau zu hintergehen weiss, indem er sie folgendermassen verspeisst: quinque dura, quinque mollia, quinque frixa, quinque lixa, quinque cumino dealbata, quinque pipere denigrata, quinque in ærtocreis, quinque in artocaseis, quinque pulmentata, quinque sorbilia, quinque in brachiolis conflata. Es wird dann weiter fortgefahren mit der Aufzählung der Speisen, die er noch zu sich nimmt, bis uns endlich über die Mengen Weines Aufschluss erteilt wird und die Art und Weise, wie sie der Abt unter

*) cf. auch Schneegans, Gesch. der grotesken Satire p. 65 ff.

Digitized by Google

allerlei Vorwänden nach und nach vertilgt. Es fehlt weder an Rotwein, noch an Weisswein „et de utroque sumens primitas, novies bibit, ut gustet, quid vinum sapiat. Cum vero bibet ex intentione, bibit semel sed multum pro pace et stabilitate ecclesiae, bis pro praelatis, ter pro sibi subditis, quater pro captivis, quinquies pro infirmis, sexies pro aeris serenitate, septies pro maris tranquilitate, novies pro peregrinantibus, decies pro domi sedantibus, undecies, ut parum comedant monachi, duodecies ut multum comedat ipse, tredecies pro universis Christianis, quaterdecies pro rebus humanis, quinquies decies ut Dominus Deus rorem mittat super montem Gelboe, quo messes abbeant, vineae floreant, et germinent mala punica et sic numero impari nummerum potationem concludit juxta illud „Numero Deus impari gaudet".

Es braucht uns nicht zu verwundern, wenn sich nach solchen Gelagen die üblen Folgen der Völlerei einstellen und der Abt seine Unmässigkeit schwer büssen muss.

Leider fehlt uns auch bei der folgenden Satire *) gegen die Einwohner von Rochester die Gewissheit, ob sie in England entstanden ist oder nicht. Wright allerdings zweifelt nicht daran, dass der Ort ihrer Abfassung in Frankreich zu suchen sei, eine Anschauung, der wir indessen nicht beipflichten können; wir werden uns daher am Schluss der Inhaltsangabe noch eingehender mit der Frage befassen. Bezüglich der Zeitbestimmung treten uns diesmal weniger Schwierigkeiten entgegen, da uns durch die Anspielung auf die geheimnisvolle Ermordung Arthurs, eines Neffen König Johanns ohne Land, im Jahre 1203, auf den Verlust der Normandie 1204, und auf das rücksichtslose Vorgehen Johanns ohne Land gegen den altehrwürdigen Schottenkönig Wilhelm in dem Streit um Anerkennung der englischen Oberhoheit nach den Ereignissen des Jahres 1208, sichere Beweise in die Hand gegeben sind, welche uns in den Stand setzen, einen Schluss auf die Entstehungszeit unserer Satire zu ziehen. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir sie dem 1. Zehntel des 13. Jahrhunderts zuerteilen. Wie schon in der Überschrift angedeutet ist, haben wir es mit einem Beispiele örtlicher Satire zu tun, welche allerdings später zu Gunsten bezw. Ungunsten des ganzen Landes diesen ihren Charakter einbüsst. Zunächst

*) Th. Wright, „Rel. Ant." II. 230 ff.

Digitized by Google

bemüht sich der Verfasser, den Beweis zu führen, dass den Bewohnern von Rochester die Bezeichnung „Menschen“ nicht zukomme, da sie Schwänze besässen. Dass sie keine Affen seien, dafür spreche der Umstand, dass sie unbehaarte Körper trügen und die Tatsache, dass sie einen Staat bewohnten. Unter die Vierfüssler könne man sie auch nicht zählen, ebensowenig unter die Vögel, Reptilien und Fische, da sie 2 Füsse und keine Flügel hätten und ebenso wenig im Wasser zu leben vermöchten. Etwas Menschliches sei ihnen jedoch angeboren, nämlich die Vernunft und die Fähigkeit, sich durch Gesetze zu regieren: Sed quod perfecte homines non sint, caudarum ostendit appositio. Si quidem igitur dicantur homines, hoc enim, ut dictum est, erit equivoce: monstra enim sunt. Dann werden uns die näheren Umstände erzählt, auf welche Art und Weise die Leute von Rochester in den Besitz ihrer Eigentümlichkeit gelangt sind, dass nämlich, als der fromme Augustin vom Papste nach Anglien gesandt worden sei, auf dass er den Bewohnern das Christentum predige, und er auf seiner Bekehrungsreise auch Rochester berührt habe, um auch dieses Land dem wahren Glauben zu gewinnen, ihm und seinen Begleitern dort folgende Behandlung zu teil geworden sei: Post multorum vero obprobriorum angustiam, caudas porcorum et vaccarum fimbreis vestimentorum eis alligantes, in faciem ejus conspuentes, ipsum de civitate ejecerunt. Um die ihm und seinen Dienern zugefügte Schmach zu rächen, habe Gott beschlossen, dass alle, welche künftighin im Kreis Rochester das Licht der Welt erblickten, Schwänze haben sollten. Hierauf wird ein langer Beweis geführt, dass, da man ihnen also auf alle Fälle den Charakter eines Menschen absprechen müsse, ihre seelischen Eigenschaften ihrem ungestalten Äusseren demgemäss auch angepasst seien. Undankbarkeit und Verrat seien ihre Haupttugenden, von denen alle ihnen verwandten Seelen angesteckt würden, ja, es ginge sogar soweit, dass je nach der Annäherung oder Entfernung die Dahinreisenden oder in der Nähe wohnenden Leute mehr oder weniger von dem Verrate jener angesteckt würden. Da nun aber Rochester in dem Lande der Anglier liege, sei ganz England voller Verrat. Dieses wird nun an einzelnen Beispielen erläutert, z. B. wie sich König Johann Englands durch Verrat bemächtigt habe,

Digitized by Google

dadurch dass er seinen Neffen auf so schnöde Weise ums Leben bringen liess, und wie sich derselbe Fürst den verehrungswürdigen König von Schottland auf verräterische Weise tributpflichtig gemacht habe. In dieser Eigenschaft seien nun die Engländer eifrig bedacht, ihrem König nachzuahmen. Schliesslich wird die Frage aufgeworfen, ob denn auch die Gallier und Schotten von diesem Verrate angesteckt werden könnten, denn sie seien doch diejenigen, welche mit den Engländern am häufigsten in Berührung kämen. Die Antwort lautet, dass dies unmöglich sei: Gallici quidem quoniam ex bona provisione quadam incepta complent, Scoti vero proditione non acquiescunt, tamquam probitate corporis et mentis audacia omnia potentes explere. Anglicis autem accidit contrarium. Ihnen sei der Verrat von Natur aus angeboren, während „in dictis nationibus materia ad susceptionem proditionis indisposita, daher vermöchten jene auch nicht, auf diese in irgend welcher Weise schädlich einzuwirken. Den Schluss unserer Satire bilden folgende, den ganzen Inhalt rekapitulierende Zeilen:

Anglicus angulus est, cui nunquam credere fas est;
Si tibi dicat ave, sicut ab hoste cave! —

Wenn wir nun auf die Frage nach der Verfasserschaft der Satire näher eingehen, so sind wir allerdings nur auf Vermutungen angewiesen. Wir haben uns unter der Person des Autors wohl einen Goliarden vorzustellen, der vom Kontinent nach England gekommen war, und dort speziell aber in der Hafenstadt Rochester schlechte Erfahrungen in Bezug auf die Ehrlichkeit der Bewohner gemacht haben mag. Um seinem gerechten Zorn Luft zu machen, wird er die Invektive geschrieben haben. Die schmachvollen Handlungen König Johanns ohne Land, besonders die feige Ermordung seines Neffen Arthur, mögen dem Verfasser Ursache gewesen sein, die Satire auf das ganze Land auszudehnen. Und wenn er ausser den Schotten, deren König ja auch ein Opfer der gewissenlosen Politik Johanns geworden war, die „gentes Gallorum“ vor dem Verkehr mit den Engländern warnt, und den Verlust der Normandie als gerechte Strafe für den grausigen Mord Arthurs ansieht, so macht er sich gleichsam zum Dolmetsch der Erbitterung, die gegen Johann jenseits des Kanals in den Stammlanden der anglo-normännischen Könige herrschte. —

Digitized by Google

Die Wirkung unserer Satire scheint einen doppelten Zweck verfolgt zu haben. Nicht allein, dass sie die Einwohner von Rochester und im Anschluss daran das ganze englische Volk zum Gegenstand ihrer heftigen Angriffe macht, scheint auch in der ganzen Art der Anlage, so z. B. in der langatmigen Beweisführung und den Spitzfindigkeiten, welche zur Begründung der Behauptungen dienen, ein Ausfall auf die scholastischen Studien zu liegen. Invektiven, wie sie zur damaligen Zeit durchaus nicht selten waren. —

2. Über die den Goliarden verwandten Schriftsteller und ihre satirischen Werke.

Bei der Besprechung satirischer Prosastücke dürfte es hier am Platze sein, auch die Werke namhaft zu machen, an denen die Goliarden zwar keinen unmittelbaren Anteil haben, deren Verfasser aber trotz ihrer hohen Stellung im Dienste des Staates oder der Kirche ganz im Sinne der fahrenden Schüler sich berufen fühlten, alle öffentlichen Mängel und Schäden rücksichtslos aufzudecken. Da käme denn zunächst das berühmte „Speculum ecclesiae“ des Giraldus Cambrensis*) in Betracht, eines Mannes, welcher unter der Regierung von 4 englischen Königen eine segensreiche, nicht nur litterarische, sondern auch politische Tätigkeit entfaltete. Die grösste Rolle hat er wohl am Hofe Heinrichs II. gespielt, wo er neben Walter Mapes, von dem später noch die Rede sein wird, das Vertrauen des Königs, wenn auch nicht in so uneingeschränktem Masse wie jener, genoss. Seine litterarische Haupttätigkeit gelangte aber erst im 13. Jahrhundert zu ihrer vollsten Entfaltung und eine der schönsten Früchte derselben ist auch das „Speculum ecclesiae“, welches 1220, drei Jahre vor seinem Tode, zum Abschluss gelangte. Das Werk ist leider bis auf den heutigen Tag noch nicht herausgegeben, und wir sind einerseits auf die Mitteilungen darüber

*) Th. Wright, Biogr. Lit. Brit. II. 380 ff.

Digitized by Google

in Th. Wright's Bibliotheka Biographica Britannica angewiesen, andrerseits auf die kurzen Auszüge, welche Wright in seiner Einleitung zu: The Latin Poems commonly attributed to Walter Mapes, Apendix II., III. u. V. zum Besten giebt. Wenn wir Wright folgen, so zerfällt das ganze Werk in 4 Bücher oder distinctiones, von denen die ersten drei eine bittere Satire auf die Verkommenheit der Mönche sind und die eine Reihe Anekdoten enthalten, deren Inhalt geradezu skandalöser Natur sein soll. Es ist besonders interessant, aus dem Munde eines so ernsten, streng-katholischen Mannes, wie es Giraldus war, zu erfahren, dass die Angriffe auf die niedere Geistlichkeit, von denen die ganze damalige Litteratur widerhallte, seine vollste Billigung und Unterstützung finden, während er die unter dem Namen des Bischofes Golias veröffentlichten Satiren wegen ihrer Keckheit und Rücksichtslosigkeit, mit der sie vorzugsweise die Handlungen des Papstes und der Kurie zu kritisieren wagten, mit Entrüstung zurückweist. Diese Tatsache leitet von selbst auf die Persönlichkeit des Walter Mapes über, dessen Namen man lange Zeit irriger Weise hinter der Maske des Golias suchen zu müssen glaubte. Diese im Mittelalter weit verbreitete und zum Teil noch von Th. Wright vertretene Anschauung ist aber in neuerer Zeit von W. Giesebrecht (Die Vaganten oder Goliarden und ihre Lieder, I. Teil, Allgem. Monatsschrift für Wissensch. u. Litt. 1853) u. O. Hubatsch (Die lat. Vagantenlieder des Mittelalters, Görlitz 1870) entschieden zurückgewiesen und auf Grund eingehender Studien widerlegt worden. Walter Mapes,*) wohl die merkwürdigste Erscheinung am Hofe Heinrichs II., war ein vielseitig ausgebildeter Charakter, und seinen vorzüglichen Geisteseigenschaften, unter denen ihn ein gesunder Humor und ein nie versagender Witz besonders auszeichneten, hat er es vor allem zu verdanken, dass man ihm einen grossen Teil der ausgelassenen Golias-Lieder zuschrieb.**) Er ist in der französischen Litteraturgeschichte bekannt als der Verfasser von verschiedenen dem Sagenkreis des Artus angehörenden Romanen und unter seinen lateinischen Schriften nimmt wohl sein „De Nugis Curalium“ ***) die erste Stelle ein. Trotzdem

*) Th. Wright, Biogr. Lit. Brit. II. p. 303 ff.

**) cf. Wright, The Latin Poems, pp. 1—87 u. 93—217.

***) Th. Wright; Camden Society Bd. 50.

Digitized by Google

das Werk noch dem 12. Jahrhundert angehört, erwähnen wir es deshalb, weil sich uns darin verschiedene treffende Beweise darbieten, welche die Behauptung rechtfertigen, dass man Mapes eine so eifrige Beteiligung an der Goliardenpoesie, wenigstens nicht in dem Masse als man früher vermutete, entschieden absprechen muss. Schon die Tatsache, dass er sich des Auftrages, sein Werk in Gestalt eines didaktischen Gedichtes abzufassen, infolge der Pflichten, welche ihm sein verantwortungsreiches Amt als Vertrauter des Königs auferlegte, nicht entledigen konnte und deshalb zu der prosaischen Darstellung seine Zuflucht nahm *), spricht gegen die Behauptung, dass er innerhalb der Abfassungszeit seines Werkes, und diese fällt in die Jahre 1180/93, noch anderweitig litterarisch tätig gewesen sein soll. **) Da nun aber vor und in diesem Zeitraum die Mehrzahl der bei Th. Wright, The Latin Poems, unter Klasse I. pp. 1—87 und zum Teil noch unter Klasse III. pp. 93—217 angeführten Goliaslieder nachweislich gedichtet sind, so ist auch eine Teilhaberschaft des Walter Mapes daran gänzlich ausgeschlossen; und wenn uns jemand entgegenhalten wollte, dass sich ihm noch nach dem Tode seines königlichen Gönners im Jahre 1189, wo sich Mapes aus dem öffentlichen Leben zurückzog, genug Zeit und Gelegenheit geboten habe, seiner dichterischen Leidenschaft freien Lauf zu lassen, so ist dem zu erwidern, dass die Mapes zugeschriebenen Gedichte, wenn er sie wirklich in dieser Zeit verfasst haben sollte, eine solche Fülle von Jugendkraft und -Übermut in sich bergen, wie sie nur einem jugendlichen Stürmer und Dränger eigen sind, und nicht einem Manne, der den besten Teil seines Lebens bereits hinter sich hatte — und Mapes stand damals vor seinem 60. Lebensjahre! Eine Erklärung dafür, wie es gekommen ist, dass man ihn zum Urheber des ganzen Goliasliedercyclus hat stempeln können, mag in der Tatsache zu suchen sein, dass er als erbitterter Feind der Mönche und besonders des Ordens der Cistercienser bekannt war und dieser seiner Abneigung nicht nur in seinem Werke „De Nugis Curalium“ Luft gemacht hat, sondern auch in Schmähschriften metrischen

*) cf. De Nugis Curalium, Dist. I. cap. XII, p. 19.

**) cf. Phillips, Sitzungsberichte der Wiener Acad. der Wissensch. X. p. 362. Anm.

Digitized by Google

Charakters, wovon uns eine gegen Mapes selbst gerichtete Invektive*) Zeugnis ablegt. In der Überschrift teilt uns der Verfasser, welcher sich Bothewald nennt und Canonikus und Subprior an der Kirche der heil. Frideswida war, mit, dass Mapes „tam in juventute quam in senectute, quædam derisoria dicere consuevit et metrice et prosaice, de Monachis Albis, ad eorundem diffa[ma]tionem". Wenn die in Frage kommenden Satiren demnach metrischer Art gewesen sind, so können die besagten Goliaslieder nicht in Betracht kommen, da sie samt und sonders in gereimten Rhythmen abgefasst sind. Ein kurzes Eingehen auf die Frage der vielumstrittenen Autorschaft Walter Mapes' hielten wir deshalb für nötig, weil er nicht nur als Satiriker des 13. Jahrhunderts noch in Betracht kommt, sondern, weil ihm auch verschiedene Gesänge fälschlicherweise zugeschrieben worden sind, welche für unsere Abhandlung eine Rolle spielen. Die eine Satire ist bereits oben (p. 34—37) besprochen worden; es ist dies die bei Th. Wright, The Latin Poems p. 77 ff. unter dem Titel: „Golias de conjuge non ducenda" angeführte. Da der darin genannte Peter de Corbolio erst 1226 starb, das Todesjahr Walter Mapes' aber noch vor 1210 anzusetzen ist, so macht diese Differenz jede Beweisführung überflüssig. Nicht anders verhält es sich mit dem Gedichte, betitelt „De Palpone et Assentatore" ibi p. 160 ff., worin sich der Verfasser als „Gauterus" bezeichnet. Sein Werk widmet er den „tenellis pueris" und dem „regi tenero", unter dem Wright Heinrich III. in seiner Minderjährigkeit zu verstehen glaubt, eine Vermutung, an deren Richtigkeit wohl nicht gezweifelt werden darf. Somit wäre auch in diesem Falle die Verfasserschaft Mapes' illusorisch. Wright glaubt, dass der wahre Autor in Wimborne gelebt habe, was er wohl aus einer Anspielung im Gedichte selbst gefolgert hat, und spricht demselben Verfasser noch den Gesang „De Maria Virgine" **) zu, welcher an Schwülstigkeit, Weitschweifigkeit und Zusammenhangslosigkeit dem ersteren nichts nachgiebt. Inwieweit den Ausführungen †) Wright's Glauben beizumessen

*) Th. Wright, The Latin Poems, Apendix IV.

**) ibi p. 191 ff.

†) ibi Introd. XX.

Digitized by Google

ist, entzieht sich unserer Beurteilung, da uns jegliche Beweise fehlen. Von einer Wiedergabe der erwähnten zwei Satiren wollen wir absehen, weil sie in entschieden verderbter Form überliefert sind, und dieser Umstand nur dazu beitragen würde, uns ein gänzlich verworrenes Bild von ihrem Inhalte zu entwerfen. Wie das erste Gedicht eine heftige Satire auf die Speichellecker und Schmeichler ist, die an den Höfen der Grossen aufgezogen werden und mit ihrem Laster alles verpesten, was in ihre Nähe kommt, gefällt sich das andere darin, den Stolz und die Selbstüberhebung der Menschen zu geisseln, indem es an die Lebens- und Leidensgeschichte des Herrn anknüpft, um zu zeigen, wie er, der sich selbst erniedrigte, dem Hochmute seines Volkes zum Opfer fiel, dessen Wut er sich ausgesetzt hatte, wie er den schmachvollen Tod am Kreuze erlitt, ohne dass die himmlischen Heerscharen zu seiner Errettung herbeigeeilt seien. Die ganze Art der Anlage, z. B. die oft überschwängliche Ausdrucksweise, der Mangel an neuen Gedanken, die häufigen Wiederholungen, alle diese Momente deuten darauf hin, dass wir es mit einem wenig begabten Dichter zu tun haben, der vielleicht die Poeterei als Mittel zum Zweck betrieb. Derartige Machwerke trugen ohne Zweifel dazu bei, den Verfall der Goliardenpoesie zu beschleunigen; von der Begeisterung und dem tiefen Empfinden der früheren Goliardenlieder haben sie sich nur spärliche Überreste bewahrt!

Eines Mannes müssen wir hier noch gedenken, der ähnlich wie Giraldus und Mapes mit den letzten Jahren seines Lebens dem 13. Jahrhundert angehört. Es ist Alexander Neckham,*) der, 1157 geboren, 1217 im Alter von 60 Jahren in Kemsey (Worcestershire) starb. Sein Beruf war der geistliche und seiner schriftstellerischen Tätigkeit verdanken wir ausser einer Anzahl grösserer und kleinerer Dichtungen, von denen allerdings einige verloren gegangen sind, eine ganze Reihe grammatischer und theologischer Abhandlungen. Neben diesen Werken gilt er auch allgemein als Verfasser einer höchst schwungvollen, satirischen Dichtung „De Vita Monachorum“ **) betitelt, die zwar, wie alle Veröffentlichungen ähnlichen Charakters, anonym erschien, man

*) Th. Wright, Biogr. Lit. Br. II. 449ff.

**) Th. Wright, Rer. Brit. Med. Aevi. Script. II. p. 175—200.

Digitized by Google

aber deswegen keinem geringeren als Neckham zuschreiben zu müssen glaubte, weil die Leichtigkeit und Eleganz der Verse (Pentameter) einen befähigten Dichter verraten, und als solcher erfreute sich Neckham eines guten Rufes. Inhaltlich unterscheidet sich die Dichtung nur wenig von den Goliardenliedern. Ernste Mahnrufe an die Mönche, sich eines reinen Lebenswandels zu befleissigen, Ausfälle auf die Machthaber und Reichen, bittere Klagen über Verrohung der Sitten und derbe Wahrheiten, welche sich das weibliche Geschlecht sagen lassen muss: alle diese Motive sind auch diesem Gedichte zu Grunde gelegt. Besonders interessant ist die Stelle, wo der Dichter über die Toiletten der Damen spottet; sie sei deshalb hier wiedergegeben:

Femina, fax Sathanae, gemmis radiantibus, auro,
Vestibus, ut possit perdere, compta venit.
Quod natura sibi sapiens dedit illa reformat,
Quicquid et accepit dedecuisse putat.
Pingit acu et fuco liventes reddit ocellos,
Sic oculorum, inquit, gratia major erit.
Est etiam teneras aures quae perforat, ut sic
Aut aurum aut carus pendeat inde lapis.
Altera jejunat mense, minuitque cruorem,
Et prorsus quare palleat ipsa facit.
Nam quae non pallet, sibi rustica quaeque videtur;
Hic decet, hic dolor est verus amantis, ait.
Haec quoque diversis sua sordibus inficit ora;
Sed quare melior quaeritur arte color?
Arte supercilium rarescit, rursus et arte
In minimum mammas colligit ipse suas.
Arte quidem videas nigros flavescere crines;
Nititur ipsa suo membra movere loco.
Sic fragili pingit totas in corpore partes,
Ut quicquid nota est displicuisse putes.*) —

Überhaupt haftet gerade der Satire auf die Frauen der Stempel der Zeitverhältnisse, nämlich der Cölibatsbewegung sehr deutlich an, die zu Beginn des 13. Jahrhunderts die englische Geistlichkeit in so grosse Aufregung versetzte. Wir haben in Alexander Neckham's Werk wohl eine jener Schriften zu erblicken, die dazu bestimmt waren, die Priester von der Gefährlichkeit der Ehe und der Notwendigkeit des Cölibats zu überzeugen. Es

*) ibi p. 186.

Digitized by Google

sei nur auf Pentameter wie die folgenden verwiesen, um die Richtigkeit dieser Anschauung bestätigt zu finden:

Femineum fuge colloquium, vir sancte, caveto
Femineas, si vis vivere, blanditias.
Namque femineo mens capta ligatur amore,
Nunquam virtutum surgere ad alta potest.
Harum colloquium quid confert utilitatis?
Venisti monachus, turpis amator abis.

Oder:

Fundanae Andreas, vir magnus, episcopus urbis
Nutavit, virgo, femina causa fuit.

Oder:

Pastores, vigilate; lupas arcere rapaces
A gregibus vestris, claustra negentur eis.
Occidunt animas, multos ad tartara mittunt.
Et monachis pestis nulla timenda magis.
Femina, mors animae, monachis accedere nunquam
Audeat; a sacro sit procul ipsa viro.
Sit procul a coetu sanctorum femina; namque,
Et si non valeat vincere, bella movet.
Et forsan dices felices esse maritos,
Et casti laudes foedera conjugii.
Crede mihi, frater, miser est quicunque maritus;
Vis dicam quantum triste fit illud onus?
Si quis habet sponsam turpem, fastidit et odit;
Si pulcram, moechos anxius ille timet. etc.*)

Ein Zeitgenosse Alexander Neckham's wird auch der Satiriker Serlo **) gewesen sein. Es lebten damals zwei Dichter dieses Namens in England, beide waren Mönche, der eine in Kirstall in Yorkshire, der andre in Dover. Welchem von beiden indessen der Ruhm des Satirikers gebührt, ist schwer zu entscheiden; vielleicht auch darf weder der eine noch der andere darauf Anspruch erheben und barg sich hinter diesem Namen eine dritte Person, die ihn als Pseudonym benutzte. Die meisten Dichtungen sind uns unter dem Namen eines Serlo Parisiacensis überliefert und sind teils Satiren auf die Priesterschaft, teils Invektiven persönlichen Charakters.***)

Schliesslich wäre noch ein Werk hier anzuführen, das

*) Th. Wright, Rer. Brit. Med. Aevi. Script. II. p. 187/189.

**) Th. Wright, Biogr. Brit. Lit. II. p. 312 u. 313.

***) Th. Wright, Rer. Brit. Med. Aevi. Script. II. p. 208—212, 233—258.

Digitized by Google

gewöhnlich Geoffrey de Vinsauf*) zuerteilt wird und den Titel trägt: „Gaufredus de statu curiae Romanae et de ejus ironica recommendatione“. Schon die Überschrift lässt erkennen, dass wir es hier mit einer Satire zu tun haben, welche gegen Rom ihre Spitze kehrt, mit einer der zahlreichen Schriften, deren Verfasser bemüht waren, mit ihrem oft schroffen Vorgehen eine Besserung der kirchlichen Zustände zu erzielen. Solche Satiren waren es denn auch, die später, als eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern immer energischer verlangt ward, den Feinden Roms als scharfe Waffe dienten, um der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, Schriften, deren nicht geringes Verdienst es ist, das grosse Werk der Reformation mit vorbereitet zu haben. Über die Persönlichkeit Geoffrey's de Vinsauf fehlen uns nähere Angaben, nur soviel steht fest, dass er ein Engländer von Geburt war und in grosser Gunst bei Papst Innocenz III. gestanden haben soll. Wright allerdings bezweifelt seine Autorschaft und führt an, dass das Gedicht inneren Gründen zufolge erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts verfasst sei. Uns stand das Werk für unsere Abhandlung leider nicht zur Verfügung, deshalb mussten wir uns mit den Angaben Wright's begnügen. Mag er nun Recht behalten oder nicht, für uns bleibt die Tatsache bestehen, dass das Gedicht auf alle Fälle dem 13. Jahrhundert angehört, entweder, wenn es ein Werk Geoffrey's de Vinsauf war, dem Beginne, oder nach Wright der Mitte des 13. Jahrhunderts, und somit verdiente es hier auch eine kurze Erwähnung. Gleichzeitig möge es den Abschluss bilden, nicht nur derjenigen Werke poetischer und prosaischer Darstellung, über deren Verfasserschaft wir zum Teil genau informiert, zum Teil auf Vermutungen angewiesen waren, sondern der Tätigkeit der lateinschreibenden Satiriker des 13. Jahrhunderts überhaupt. Mögen sich auch, und dies gilt besonders von dem ersten Teile unserer Abhandlung, welcher sich mit der reichhaltigen Fülle der satirischen Goliardenlieder befasst, verschiedene Mängel bemerkbar machen, die dadurch entschuldbar sind, dass uns bei den meisten Satiren sichere Anhaltspunkte bezüglich ihrer Orts- und Zeitbestimmung fehlten, so glauben wir doch den Stoff, wenigstens soweit er für England und das 13. Jahrhundert in Betracht kommt, nahezu erschöpft zu haben. —

*) Th. Wright, Biogr. Brit. Lit. p. 402.

Digitized by Google

II. Die Satire in der nationalen Litteratur.

1. Die satirischen Dichtungen der Goliarden.

Wie die Goliarden des öfteren in ihren Dichtungen durchblicken liessen, standen sie sich mit den Laien nicht auf dem besten Fusse; sie bewahrten vielmehr ihnen gegenüber eine vornehme Zurückhaltung; ja, die Schroffheit ihrer Reserve ging sogar soweit, dass sie es unter ihrer Würde hielten, von ihnen Gaben zu empfangen, geschweige denn, sie um Unterstützung anzugehen.*) Sie dichteten lediglich für einen gebildeten Zuhörerkreis und dieser setzte sich aus Elementen zusammen, unter denen entschieden die Geistlichkeit die erste Stelle einnahm. Daher waren sie auch auf die Mildtätigkeit jener allein angewiesen und erfreuten sich ihrer Gunst solange, bis man sich von Rom aus gezwungen sah, dem kecken Ton, den sie in ihren Liedern, besonders gegen die Kurie anschlugen, überhaupt ihrem zügellosen Treiben, das allenthalben öffentliches Ärgernis erregte, durch strenge Verordnungen Einhalt zu gebieten. Ja, man ging sogar soweit, diejenigen Kleriker, welche das Gewerbe eines Goliarden ausübten, ihres geistlichen Berufes für verlustig zu erklären.**) Auf diese Weise versiechten allmählich die Hauptquellen, aus denen den Goliarden bisher reichliche Unterstützung zugeflossen war; die Pforten der Vornehmen und der reichen Geistlichen verschlossen sich ihnen und nur selten noch wurde ihnen der Einlass gewährt, wo sie einst gern gesehene Gäste waren. Jetzt

*) cf. Th. Wright, The Latin Poems, p. 64. „Golias de suo infortunio". Es handelt sich um die Klage eines aus dem Orden Ausgestossenen; p. 66 heisst es dann: „Onerosus, et quo ibo? Ad laicos non transibo.

**) cf. Statuta Synodalia Cadurcensis, Ruthenensis et Tutelensis Ecclesiarum a. d. 1289. Th. Wright, The Latin Poems, Introd. p. XII.

Digitized by Google

zwang sie ihre prekäre Lage, mit den alten Vorurteilen zu brechen, welche sie bisher veranlasst hatten, den Umgang mit Laien zu meiden. Sie mischten sich jetzt unter das Volk und traten bald in Beziehung zu der volkstümlichen Dichtung. Während sie in den politischen Satiren der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, auf deren nationalen Charakter wir bereits früher hinwiesen, noch ihren ganzen Stolz dareinsetzten, durch den ausschliesslichen Gebrauch der lateinischen Sprache das eigenartige Gepräge ihrer Dichtung zu wahren, begannen sie im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts ihr dichterisches Talent auch in der Volkssprache zu erproben. Hatten wir sie bereits früher als Verfechter einer guten Sache kennen gelernt, so treten sie uns jetzt als Anwälte der billigen Rechte der niederen Volksschichten entgegen. Die Vertreter der kunstmässigen Poesie übernehmen von nun an die vermittelnde Rolle zwischen Kunst- und volksmässiger Dichtung. Allein die schroffe Haltung, welche die Kirche mit den ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln den Goliarden gegenüber eingenommen hatte, war nicht die alleinige Ursache des Wandels gewesen, der sich in dem Wesen der Goliarden vollzog, sondern die wechselvollen politischen Ereignisse, vor allem die blutigen Bürgerkriege, welche der Regierung Heinrichs III. zu einer so traurigen Berühmtheit verhalfen, zeigten, dass sich die Interessen der Goliarden in den meisten Punkten mit denen des Volkes berührten. Eine Überbrückung der tiefen Kluft hatte bereits damals stattgefunden. Das beweisen uns denn auch die politischen Goliardenlieder jener Zeit, von denen nicht eins für die Partei des Königs sich zu begeistern vermag. Diese gemeinschaftlichen Interessen bereiteten gewissermassen den Schritt vor, den die Goliarden kurze Zeit darauf zu Gunsten der nationalen Dichtung taten. Der Geist der Satire, welcher zu ihren Liedern von Anfang an das treibende Moment gewesen war, belebte ihre Schöpfungen nun auch auf diesem neuen Gebiete und brach sich fast durch alle Kunstgattungen der zeitgenössischen Dichtung Bahn. Besonders war es die politische Lyrik, in der die Goliarden fortfuhren, dieser satirischen Neigung Ausdruck zu verleihen, denn in dieser Dichtungsform hatten sie ja von vornherein soviel Kunstfertigkeit an den Tag gelegt, und man muss es ihnen zum hohen

Digitized by Google

Verdienste anrechnen, dass ihr dichterischen Bestrebungen den schönen Erfolgen, welche die lyrische Poesie gegen Ende des Jahrhunderts bereits aufzuweisen hatte, einen mächtigen Vorschub geleistet zu haben. Mit der Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit der lateinischen Gesänge vermögen nun die englischen Satiren sich bei weitem nicht zu messen, allein ihre geringe Zahl genügt, um uns zu bestätigen, mit welcher Leichtigkeit die Goliarden auch in der neuen Sprache Stoff und Form zu beherrschen verstanden. Zunächst heben wir das „Lied der Landwirte“ *) hervor. Es ist eine ernste Klage über die Härte der unaufhörlichen Steuereinziehungen unter der Regierung Eduards I. und die Rücksichtslosigkeit der königlichen Vollstreckungsbeamten selbst in der Zeit, wo die Bauern durch das Unglück schwerer Missernten bitter heimgesucht worden waren. Schon Heinrich III. hatte von seinen Machtbefugnissen in Bezug auf Steuerforderungen den ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Wenn es ihm an dem Nötigsten gebrach, dann mussten die armen Bauern herhalten, einerlei, ob sie sich ihrer Steuerpflicht bereits einmal entledigt hatten oder nicht. Ihre Klagen und Beschwerden waren daher umso berechtigter, als ihre Ländereien ausserdem fortwährenden Verwüstungen und Brandschatzungen von seiten der Heere der sich bekämpfenden Parteien sowohl, als auch der zahlreich im Lande umherziehenden Räuberhorden ausgesetzt waren. Dazu kamen noch die hohen Abgaben, welche an die Geistlichkeit entrichtet werden mussten und die Erpressungen der Kurie, die in der Wahl der Mittel, sich auf Kosten anderer Leute die Taschen zu füllen, in der rücksichtslosesten Weise zu Werke schritt. Diese Zustände hatten sich unter Eduard wohl erheblich gebessert, traten aber in dasselbe Stadium ein, als seine kriegerischen Unternehmungen ungeheure Geldsummen zu verschlingen begannen. Die Kämpfe gegen Philipp IV. von Frankreich hatten bereits grosse Opfer gefordert. Die Geistlichkeit sowohl, als auch die Landstände waren zu der Aufbringung dieser Mittel hart herangezogen worden, und schonungslos führten die königlichen Exekutiv-Beamten ihre

*) Th. Wright, Pol. Sgs. p. 149 ff.
Wülker, Ae. Leseb. p. 71 ff.
Böddeker, Ae. Dicht. d. Ms. Harl. 2253. p. 100 ff.

Digitized by Google

Befehle aus. Jeder Widerstand gegen die Höhe der Forderung wurde aufs Strengste geahndet und hatte erneute Erpressungen zur Folge. In solch' harten Zeiten war der Bauer eben rechtlos, vor den Gerichten hatte man für seine Klagen taube Ohren. Die Aussichten auf eine bessere Zukunft waren auch gering, denn kaum hatte man sich von dem schweren Schlage der Entrichtung der Kriegskontribution erholt, als erneute Unruhen in Schottland ausbrachen und den König zwangen, seine Waffen zunächst gegen diesen Feind zu wenden. Dieser neue Kriegszug machte neue Steuereintreibungen notwendig und die Klagen über die Härte der königlichen Forderungen wurden immer lauter. In dieser Zeit 1297/98 mag wohl auch der „Song of the Husbandmen" entstanden sein, denn aus seinen Zeilen spricht eine so tiefe Entrüstung, wie sie sich der schwer heimgesuchten Landleute damals allgemein bemächtigt haben wird; aber trotz der Erbitterung, mit welcher sein zornerfülltes Herz die betrübenden Tatsachen aburteilt, weiss der Dichter doch in allen Ausdrücken und Ausbrüchen der Leidenschaft ebenes Mass zu halten. Schon aus diesem Grunde könnten wir das Gedicht einem Goliarden zuerteilen, wenn nicht auch die Flüssigkeit der Sprache und der kunstvolle Aufbau der Strophe für dieselbe Verfasserschaft sprächen. Der Dichter beginnt damit, uns die gedrückte Stimmung zu schildern, welche damals unter den Landleuten herrschte:

Ich herde men upo mold make muche mon,
Hou he beth i-tened of here tilyynge,
Gode yeres and corn bothe beth a-gon,
Ne kepeth here no sawe ne no song syng.

Dann erteilt er dem Landmanne das Wort und lässt ihn seine Klagen in folgenden Versen niederlegen:

Now we mote worche, nis ther non other won,
Mai ich no lengore lyve with my lesynge;
Yet ther is a bitterore bid to the bon,
For ever the furthe peni mot to the kynge.
Thus we carpeth for the kyng, and carieth full colde,
And weneth for te kevere, and ever buth a-cast;
Whose hath any god, hopeth he nout to holde?
Bote ever the levest we leoseth a-last.

Nur für den König müssen sie sich abquälen: Infolge der schlechten Zeiten fühlen sie sich ausser Stande, ihren Pacht zu

Digitized by Google

erschwingen und in dieser Lage sind sie auch noch dazu verurteilt, dem König den vierten Pfennig auszuliefern! Der Willkür der Feld- und Waldhüter, sowie der übrigen königlichen Exekutivbeamten, denen die Eintreibung der Steuern obliegt, sind sie schonungslos preisgegeben. Diese Blutsauger haben natürlich ihren eigenen Vorteil zunächst im Auge, bevor sie sich ihres königlichen Auftrages entledigen. Aber diese sind es nicht allein, die die Rechte der Armen schmälern, sondern:

Baroun ant bonde, the clerk ant the knight:
Thus wil walketh in lond ant wondred ys wene,
Falsshipe fatteth and marreth wyth myht.

Mit tiefer Entrüstung spricht der Dichter sodann von dem anmassenden Gebahren der Büttel, die den Armen auch dann nicht in Ruhe lassen, wenn er aller seiner Güter beraubt ist. Mit den Worten:

„Greythe me selver to the grene wax:
Thou art writen y my writ that thou wel wost"

erscheint er in dem Hause seines Opfers, wo er noch dazu grosse Ansprüche in Bezug auf die Bewirtung macht, obgleich er weiss, dass er die so Gepeinigten mit seinen Forderungen vollends zu Grunde richtet. So muss er ihm denn gebratene Hühner und an den Fastentagen Neunaugen und Lachs vorsetzen, um sich dann vor die Alternative gestellt zu sehen: entweder den geforderten Vorschuss auf die zu erwartende Ernte zu leisten, oder, falls es ihm an barem Gelde gebricht, sein Getreide zu verkaufen, während es noch grün ist. Aber auch damit ist es noch nicht genug. Keinen Augenblick ist er vor der Wiederkehr dieses Peinigers sicher. Ehe er sichs versieht:

Cometh the maister budel brust ase a bore,
Seith he wole mi bugging bringe ful bare,
Mede y mot munten a mark other more,
Thah ich at the set dey sulle mi mare.
Ther the grene wax us greveth under gore,
That me us honteth ase hound doth the hare.

Durch die Erpressungen des Büttels werden sie völlig zu Grunde gerichtet; sie müssen schliesslich ihre Besitzungen verkaufen, um dem Drängen dieser Blutsauger nachzugeben und um Geld für den König zu schaffen. So gleichen sie dem Wilde, das durch die Hunde des Jägers zu Tode gehetzt wird. Und mit den Worten:

Digitized by Google

Ther wakeneth in the world wondre l ant wee,
Ase god is swynden anon as so for to swynke,

in denen noch einmal die ganze Bitterkeit eines tiefergrimmten Herzens zum Ausdruck gelangt, schliesst die Satire. —

Aber nicht allein der Willkür der weltlichen Gerichtsbehörden, deren Urteile und Erlasse von den jeweiligen Verlegenheiten der Krone abhängig waren, sahen sich die bedrängten Unterthanen ausgesetzt, sondern auch die geistliche Gerichtsbarkeit übte auf ihre Freiheit einen gewaltigen Druck aus. Während jene von ihren Opfern abliessen, sobald der Staatssäckel die nötigen Summen zur Wahrung der königlichen Interessen aufwies, strebten diese darnach, sich durch eine ständige Bevormundung des Volkes in allen seinen Taten und Handlungen ein willenloses Werkzeug zur Verwirklichung der ehrgeizigen Pläne zu verschaffen, mit denen sich die Curie seit den Tagen von Canossa trug. Diese lästige Überwachung seitens der geistlichen Gerichtsbehörden wurde von dem Volke um so unangenehmer empfunden, als es sich dadurch in allen seinen Bewegungen gehemmt sah, und es werden viele Stimmen laut geworden sein, welche gegen eine derartige Behandlung Protest eingelegt haben werden; leider werden sie jedoch auch an der betrübenden Tatsache nichts zu ändern vermocht haben. Uns ist eine Satire*) über die Ausschreitungen der geistlichen Gerichtshöfe aus der Zeit überliefert, in welcher das Lied der Landwirte gedichtet ist. Wie bei diesem, so verrät auch dort die künstlerische Art der Anlage einen goliardischen Dichter. Ebenso wie die Strophen kunstvoll aufgebaut sind, zeigt auch der Inhalt derselben, dass der Verfasser seinen Stoff geschickt zu behandeln verstanden hat. Die Satire bewegt sich im Gegensatz zu jenem in den Bahnen grösserer Heftigkeit, wie dies überhaupt stets der Fall ist, sobald kirchliche Zustände einer abfälligen Kritik unterzogen werden, überschreitet aber nirgends die Grenzen des Erlaubten. Das Gedicht beginnt mit der Klage, dass die Laien, und seien sie noch so geschickt und klug, gegenüber der Schlauheit der Pfaffen nichts auszurichten vermöchten. Wenn man z. B. von einem Geistlichen in Gesellschaft eines Mädchens angetroffen würde, so könne man sicher sein, in Kürze unter die Anklage

*) Pol. Sgs. p. 155 ff. Böddeker, p. 107 ff.

Digitized by Google

gestellt zu werden, das Mädchen verführt zu haben. Wenn man aber versäumte, am Tage der Vorladung nicht mit dem Morgengrauen vor den Richtern zu erscheinen, dann könne man sich auf eine um so grausamere Behandlung gefasst machen. Durch die vielen Fragen und Eide würde man bis zum Äussersten gebracht, ja, sie seien im Stande, aus einem Menschen innerhalb eines Monats einen Wahnsinnigen zu machen. Wir werden hierauf in eine solche Gerichtsverhandlung eingeführt:

First ther sit an old cherl in a blake hure,
Of all that ther sitteth semeth best syre,
and leyth ys leg o lonke.
An hemed in an herygoud with honginde sleven,
And mo then fourti him by-fore my bales to breven,
in sunnes ȝef y sonke.
Heo pynkes with heore penne on heore parchemyn,
Ant seyen, y am breved ant ybroht yn.
Of al my weole wlonke!
Alle heo bueth redy myn routhes to rede;
Ther y mot for menske munte sum mede,
and thonkfulliche hem thonke.

Als Zeugen fungieren die Gerichtsboten, denen es nicht darauf ankommt, falsches Zeugnis abzulegen; ausserdem sind noch andere Geistliche zugegen, über deren anmassendes und aufgeblähtes Gebahren sich der Dichter lustig macht. Nachdem man den Angeklagten zum Schluss das Glaubensbekenntnis hat aufsagen lassen, schreitet man zu dem Verhör des Mädchens, in dessen Gesellschaft er gesehen worden ist:

Ant heo cometh by-modered ase a mor-hen,
Ant scrynketh for shome ant shometh for men,
uncomely under calle.
Heo beginneth to shryke, ant scremeth anon,
Ant saith: „by my gabbyng ne shall hit so gon,
ant that beo on ou alle;
That thou shalt me wedde and welde to wyf".

Es ist wohl leicht zu erraten, dass die Richter im Einverständnis mit ihr handeln und den armen Betörten zwingen, mit der Heuchlerin ein Ehebündnis einzugehen. So muss er sich denn dem harten Urteilsspruch ohne Widerrede fügen, dessen Verkündung die Tat auf dem Fusse folgt:

A pruest, proud ase a po,
Seththe weddeth us bo,
Wyde heo worketh us wo
For wymmene ware. —

Digitized by Google

Die giftigen Pfeile, welche der Dichter in unserer Satire auf die Würdenträger der geistlichen Gerichtshöfe schleudert, verfolgen aber ausserdem ein zweites Ziel. Die Schlauheit und die List der Frauen sollte gleichzeitig mit grellen Farben beleuchtet werden. Wir hatten bereits früher Gelegenheit zu beobachten, dass die Goliarden mit besonderer Vorliebe das weibliche Geschlecht verhöhnten und dass sie ihre derben Spässe überall in der geschicktesten Weise anzubringen verstanden. Unsere Satire ist ein schönes Beispiel dafür, dass der Dichter trotz der traurigen Lage des bemitleidenswürdigen Angeklagten, der allen Grund hat, seinem Zorn in harten Worten Luft zu machen, über dem Ernst der Situation auch eine heitere Saite aufzuziehen nicht vergisst, wovon uns die humorvolle Schilderung der Vernehmung des Mädchens den besten Beweis liefert.

Waren hier die Angriffe auf das weibliche Geschlecht in Verbindung mit einem anderen Thema gebracht worden, so beschäftigt sich das im folgenden zu behandelnde kurze Gedicht*) damit, den übertriebenen Luxus zu geisseln, welchen nicht nur die Frauen der Vornehmen in ihrer Kleidung und ihrem Schmuck entfalteten, sondern den auch die Weiber der Handwerker zur Schau zu tragen begannen. Besonders hart geht der Verfasser mit den letzteren ins Gericht, deren eifrigstes Bemühen es sei, die Reichen in allem nachzuäffen, um sich somit wenigstens nach aussen hin den Schein einer vornehmen Dame zu geben, während sie in den meisten Fällen kein Hemd auf dem Leibe besässen. Wir können uns heutzutage nur schwer eine Vorstellung machen von den Extravaganzen auf dem Gebiete der weiblichen Kleidung, welche dem Dichter zur Grundlage seiner so derben Karikaturen gedient haben. Er gebraucht harte Ausdrücke und drastische Vergleiche, welche uns die angedeuteten Modeirrungen nur um so schwerer verständlich machen. So spottet er z. B. über die „boses“, welche wohl dem Zwecke der heutigen Tournüre, bezw. Cules de Paris entsprochen haben mögen, nicht minder als über die übertriebenen Haartouren, Kopfbedeckungen und Schmuckgegenstände, wofür man damals eine grosse Vorliebe besessen haben mag. Er vergleicht diejenigen

*) Pol. Sgs. p. 153 ff. Böddeker, p. 105 ff.

Digitized by Google

unter den Frauen niederen Standes und die Dirnen, welche solche Modetorheiten nicht schnell genug nachahmen können, ungeachtet des bisweilen recht schäbigen Aussehens ihrer Kleidung, wenn sie sich in diesem lächerlichen Aufzuge zur Schau stellten, einem mit Schmutz bedeckten Schweine, das seine Ohren hängen lasse:

Nou ne lacketh hem no lyn boses in to beren;
He sitteth ase a slat swyn that hongeth is eren.
Such a joustynde gyn uch wreche wol weren,
Al hit cometh in deelyn this giglotes geren; apo lofte
The devel may sitte softe
Ant holden his halymotes ofte.

Die Satire in unserem Gedichte lässt an Heftigkeit und Derbheit nichts zu wünschen übrig und sticht in dieser Beziehung sehr von dem massvollen Tone der beiden vorigen ab. Allein dieser Umstand ist kein Hinderungsgrund, sie einem Goliarden zuzuschreiben, denn wir haben bereits früher gesehen, wie wenig Mässigung sich die fahrenden Schüler auferlegten, wenn sie zu einem ihrer Lieblingsthemen übergingen. Auch die Eingangszeilen, in denen der Verfasser die sündhafte Menschheit mahnt, Gottes Güte und Langmut nicht auf eine zu harte Probe zu stellen, entspricht ganz der Dichtungsweise der Goliarden. Dass sie durchaus berechtigt waren, gegen die Ausschweifungen, welche die Mode zeitigte, in ihren Gedichten Stellung zu nehmen, das verbürgt uns die Kulturgeschichte jener Zeit. Die Ursachen jenes allgemeinen Wohlstandes, dessen sich besonders die Bürger der grösseren Städte erfreuten, und die Wirkungen, welche diese Wohlhabenheit auf die Bedürfnisse und Ansprüche des Lebens ausübten, haben wir bereits bei einer ähnlichen Gelegenheit (p. 41) näher zu beleuchten gesucht.

Auf dem Gebiete der rein weltlichen Lyrik begegnen wir der Satire der Goliarden nur in sehr seltenen Fällen. Von grösserer Bedeutung ist nur eine Dichtung,*) in Gestalt einer ironischen Fiktion. Der Verfasser stellt sich, als ob er seine früheren Verse, in denen er sich über diejenigen Dichter weidlich lustig gemacht hatte, die das Lob der Frauen in geradezu überschwänglicher Weise priesen, demütig bereue. Einen Dichter, namens Richard, den er sich durch sein unritterliches Benehmen zum Feinde gemacht hat, sucht er dadurch wieder

* Böddeker, p. 150 ff.

Digitized by Google

zu versöhnen, dass er die Unschicklichkeit seiner Handlungsweise eingesteht und sein Lied in einem Lobgesang auf jenen, als den ausgesprochenen Liebling der Damen, ausklingen lässt. In Demut bekennt er gleich in der ersten Strophe, sich gegen die Vorschriften des „bok of levedis love“ versündigt zu haben und leistet dann einen Widerruf alles dessen, was er bisher gegen die Frauen geschrieben hat:

Weping haueth myn wonges wet
For wikked werk and wone of wyt;
Unblithe y be, til y ha bet
Bruches broken, ase bok byt
Of levedis love, that y ha let.
That lemeth al with luefly lyt,
Ofte in song y have hem set:
That is unsemly ther hit syt.
Hit syt and semeth noht
Ther hit ys seid in song;
That y have of hem wroht,
Ywis, hit is al wrong.

Im weiteren Verlauf des Gedichtes, in dem es der Verfasser unternimmt, teils in ernsthaftem, teils in spöttischem Tone die Beweggründe seines Tuns dem Publikum darzulegen, werden die Tugenden der Frauen mit feiner Ironie gepriesen, bis er sich schliesslich an den Dichter Richard wendet, der ihm alle seine Lobeserhebungen sehr wohl bestätigen könne, denn:

Richard, rote of resoun ryht,
rykening of rym and ron,
of maidens meke thou hast myht,
on molde y holde the murgest mon.
Cunde comely ase a knyht,
clerk ycud that craftes con,
In uch an hyrd thyn athel ys hyht,
and uch an athel thin hap is on.
Hap that hathel hath hent
with hendelek in halle,
Selthe be him sent
in londe of levedis alle. —

Der ganzen Art seiner Anlage nach zeigt das Gedicht auffallende Ähnlichkeit mit einem andern,*) dessen Inhalt aber bereits einen geistlichen Stoff, die Verläugnung alles Irdischen, behandelt. Die Strophe ist in dieselbe Form einge-

*) Böddeker, p. 181 ff.

Digitized by Google

kleidet und weist in allen ihren Einzelheiten die gleichen Eigentümlichkeiten auf, die dort mit derselben peinlichen Genauigkeit durchgeführt sind, sodass an der Annahme, die beiden Dichtungen auf das Konto ein und desselben Verfassers zu setzen, wie sie bereits von Böddeker ibi p. 180 ausgesprochen ist, wohl keine Zweifel mehr bestehen können. Für unsere Abhandlung kommen indessen nur die spöttischen Bemerkungen in Betracht, die der Dichter bei der Gelegenheit über die Frauen ausspricht, als er die drei Hauptfeinde des Menschen aufzählt, durch deren Lockungen und Reize dieser des Himmelsreiches verlustig ginge. Er redet von fünf solchen Feinden, macht aber nur drei in seinen Ausführungen namhaft, unter denen das Weib an zweiter Stelle erscheint. Von den Untugenden der Frauen geisselt er zunächst die üble Eigenschaft, über eine Person bösen Leumund zu führen, sobald diese sich aus ihrer Gesellschaft entfernt habe. Sodann beschwert er sich über ihre Herrschsucht und erteilt allen Männern den Rat, eine Ehe lieber aufzulösen, als in einem sklavischen Abhängigkeitsverhältnis mit seiner Frau zu leben.

By body ant soule ysugge al so,
that some beoth founden under felde,
that hath to fer is meste fo:

Diesen seinen vielleicht persönlichen Lebenserfahrungen knüpft er noch die Mahnung an, vor der List der Frauen auf der Hut zu sein, denn man wäre nie sicher, von seinem Weibe hintergangen zu werden und selbst der reichste Mann vermöchte nicht, auf die Treue seiner Gemahlin zu schwören.

Angesichts der eigenartigen Beziehungen beider Gedichte zu einander gehen wir sicherlich nicht fehl, die heftigen Ausfälle des letzteren mit dem fingierten, reuigen Widerrufe des ersteren, wo der Dichter ja auf frühere ähnliche Ergüsse seiner Muse Bezug nimmt, in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen.

Auch in der epischen Dichtung spielt die Satire der Goliarden eine verhältnismässig grosse Rolle. Auf dieses Gebiet hatten sie sich bereits früher gewagt, noch bevor sie anfingen, in die Entwicklung der nationalen Lyrik entscheidend einzugreifen. Der Anstoss dazu war auch in diesem Falle von jenseits des Kanals gekommen, aus Frankreich, wo für die englische Dichtung so vieles tonangebend war. Allein die geringe Beteiligung, welche der Ausbildung einzelner epischer Dichtungs-

Digitized by Google

formen, wie des Fabliaus, der Novelle und der Tierfabel, aus den Kreisen der Goliarden entgegengebracht wurde, berechtigt zu der Annahme, dass zunächst der Erfolg ausblieb, und dass die Dichter, dadurch eingeschüchtert, es gleichsam bei den ersten Versuchen ihr Bewenden liessen, eine Erscheinung, die um so auffälliger ist, als die besagten Dichtungsarten einem Satiriker doch die günstigsten Bedingungen lieferten, seiner Neigung für Spott und Witz ungehindert die Zügel schiessen zu lassen. Der beste Beweis dafür ist die Blüte, deren sich das Fabliau und die Tierfabel in dem benachbarten Frankreich teils bereits erfreut hatten, und sich teils noch erfreuten. Auch in der einzigen englischen Erzählung, die uns in der Gestalt der Novelle überliefert ist und die gewöhnlich nach der Hauptperson als „Dame Sirith“ *) bezeichnet wird, ist die satirische Absicht nicht zu verkennen. Der Inhalt der Dichtung, die den letzten Regierungsjahren Heinrichs III. entstammt, ist etwa folgender: Eine anfangs keusche Dame, welche von einem Geistlichen geliebt und in Abwesenheit ihres Ehemannes von jenem aufgesucht wird, in der allerdings eitlen Hoffnung, ihre Gegenliebe zu finden, lässt sich durch die Schlauheit der Dame Siriz, einer Kupplerin, an die sich der Kleriker auf den Rat eines Freundes hin gewandt hat, um seinen Zweck zu erreichen, dadurch überlisten, dass diese ihr mit der Erzählung von der Verwandlung ihrer eignen Tochter in eine Hündin Furcht einzuflösen weiss, weil die Tochter die Liebe eines Geistlichen verschmäht habe. Wenn auch der Stoff der Erzählung nicht auf freier Erfindung des Verfassers beruht, sondern in seinen Ursprüngen auf indische Quellen zurückgeht, so hat es der englische Überarbeiter doch verstanden, ihn seinen satirischen Zwecken dienstbar zu machen, indem er damit eine Satire auf die Geistlichkeit und die Weiber in Verbindung brachte. In allen von Elsner (Untersuchungen zu dem me. Fabliau „Dame Sirith“ Strassburger Dissert. 1887) namhaft gemachten Fassungen der Novelle, sofern die englische zu ihnen überhaupt direkt in Beziehung steht, ist der schmachtende Liebhaber ein Jüngling, in der englischen indess ein Geistlicher. Diese Verschiebung ist sicherlich nicht ohne Absicht des Verfassers und auch nicht

*) Mätzner, Ae. Sprachproben I. p. 103ff.

Digitized by Google

ohne Einfluss der zahlreichen französischen Fabliaus geschehen, in denen den Geistlichen ähnliche galante Rollen zufallen. Wie wir aus den uns bisher begegneten zahlreichen Satiren entnehmen konnten, standen die Kleriker in der Auffassung der Moral auf einer sehr niedrigen Stufe. Die Dichter nahmen daher gern Veranlassung, sich über die Sittenverderbnis des Klerus zu moquieren und erteilten mit Vorliebe einem Geistlichen die Rolle eines schmachtenden Liebhabers. So ist denn auch hier der Kleriker in der Absicht eingeführt worden, einmal, um die Unsittlichkeit des ganzen geistlichen Standes zu geisseln, zum andern, um der Bemühungen zu spotten, mit welchen der Geistliche alle Hebel in Bewegung setzt, um zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen. Was die Satire auf die Frauen anbelangt, so hat sie der Vorlage der englischen Novelle ebenfalls nicht zu Grunde gelegen, allein der Überarbeiter wusste, dass eine Erzählung, in der mit der höchsten Tugend der Frau, deren Keuschheit, sehr leichtfertig umgesprungen und die Scheinheiligkeit der heuchlerischen Kupplerinnen ins rechte Licht gesetzt wird, denen unter Anrufung aller Heiligen kein Mittel zu gering scheint, um ihrem schnöden Gewerbe alle Ehre zu machen, zu einer Zeit, wo man Gefallen daran fand, dem weiblichen Geschlecht bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit einen derben Streich zu spielen, ihre Wirkung auf das Publikum nicht verfehlen würde. —

Den gleichen Erscheinungen wie bei der Novelle begegnen wir bei der Betrachtung der Tierfabel jener Zeit. Obwohl auch diese Dichtungsform dem satirischen Bedürfnis der Goliarden in jeder Weise entgegenkam, so hat auch sie ausser der Erzählung vom „Fuchs und Wolf“ *) während des 13. Jahrhunderts keine weitere Vertreterin in englischer Sprache aufzuweisen. Die Satire, welche uns darin entgegentritt, trägt einen symbolischen Charakter: Die Schlauheit des Fuchses triumphiert über die rohe Gewalt des Wolfes. Diese Art der Satire erfreute sich im ganzen Mittelalter einer grossen Beliebtheit; in England scheint man ihr jedoch nur geringen Geschmack abgewonnen zu haben. Es wird erzählt, wie der Fuchs, dessen Heisshunger bereits keine Grenzen mehr kennt, sich lange Zeit vergebens bemüht

*) Mätzner, Ae. Sprachproben I. p. 130 ff.

Digitized by Google

hat, einen Leckerbissen für seinen grossen Appetit zu finden. Sein Weg hat ihn auch in die Nähe eines Klosterhofes geführt, wo er nach Überwindung verschiedener Hindernisse dem Hühnerstall einen Besuch abstattet. Allein zu seinem grössten Leidwesen sieht er sich gezwungen, unverrichteter Sache den Rückzug anzutreten, weil der Hahn, der mit seinen Hennen auf der höchsten, dem Fuchse unerreichbaren Stange sitzt, die listigen Absichten des Schmeichlers durchschaut und seine Hennen davor warnt, den verlockenden Versprechungen Gehör zu schenken. Nach diesem missglückten Versuche, seinem geschwächten Magen mit einer so leckeren Speise aufzuhelfen, bietet sich dem Fuchs wenigstens die Gelegenheit, seinen brennenden Durst zu löschen. Aus dem Hühnerstall ins Freie gelangt, kommt er an einem Brunnen vorüber. Aber auch hier sieht er sich neuen Schwierigkeiten gegenüber, denn, als er seinen trockenen Gaumen benetzen will, bemerkt er, dass er nur dann zu dem Wasser gelangen kann, wenn er sich in dem leeren Eimer in die Tiefe lässt. Erst unten wird er sich der Unklugheit seiner Handlung und der Hoffnungslosigkeit seiner traurigen Lage bewusst; allein die Rettung bleibt nicht aus; sie erscheint in Gestalt des Wolfes, der von ungefähr zu dem Brunnen kommt. Auch ihn haben Nahrungssorgen in die Nähe menschlicher Niederlassungen geführt. Sobald ihn der Fuchs bemerkt, baut er auf die Torheit des Wolfes seinen Befreiungsplan. Unter dem Vorgeben, dass er sich in der Tiefe in einem wahren Schlaraffenlande befinde, weiss er den Appetit des Wolfes so zu kitzeln, dass dieser ihn förmlich bittet, seinen Platz mit ihm zu teilen. Erst, nachdem er ihn seine Sünden alle hat beichten lassen, wobei der Wolf aufrichtig bereut, seinem Wohltäter des öftern mit Argwohn begegnet zu sein, wegen der unerlaubten Beziehungen, die dieser zu seiner Frau, der Wölfin, unterhalten habe, lässt sich der Fuchs zur Gewährleistung seiner Bitte herbei. Diese Stelle gehört zu dem köstlichsten, aber auch satirisch am stärksten gefärbten Teile der Erzählung. Wir werden in in der Schlussbetrachtung darauf zurückkommen. Dankerfüllten und bussfertigen Herzens besteigt sodann der Wolf den am Rande des Brunnens stehenden Eimer und befreit somit infolge seiner Schwere den schlauen Fuchs aus seinem feuchten Gefängnisse. Mittlerweile beginnt es sich auch im Kloster zu

Digitized by Google

regen. Ein Klosterbruder, der sich der Messe zu entziehen verstanden hat, sucht den Brunnen auf, um sich an einem kühlen Trunk zu erquicken. Aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er beim Heraufwinden des Eimers des geängstigten Wolfes ansichtig wird! Er schlägt Lärm und nachdem die „confratres“ mit allen nur denkbaren Verteidigungsgegenständen herbeigeeilt sind, befördern sie den Wolf ans Tageslicht und geben ihm nach einer tüchtigen Tracht Prügel den Laufpass.

Neben dem symbolischen Charakter, den der Verfasser seiner Satire zu Grunde gelegt hat, ist aber ausserdem seine Absicht unverkennbar, den heuchlerischen Pfaffen einmal die Schärfe seines beissenden Spottes gehörig fühlen zu lassen. Wer würde nicht hinter der Maske des boshaften und anmassenden Fuchses die Gestalt eines gewissenlosen Geistlichen erkennen, der sich nicht entblödet, zu seiner Befriedigung und zur Gewissensqual seiner Mitmenschen, ganz nach Art des heuchlerischen Fuchses, den Reuigen vor dem Beichtstuhle alle möglichen Geständnisse zu entlocken, während er selbst der mittelbare Urheber dieser Sünden gewesen und das Mass seiner eigenen Vergehen zum Überlaufen voll ist? Dass derartige Missbräuche der Amtstätigkeit durch schuldbeladene, pflichtvergessene Pfaffen sehr häufig waren und mit Recht Anlass zu öffentlichem Ärgerniss gegeben haben, davon sind uns bisher ebenfalls genug Beispiele begegnet. Der Dichter hat damit, dass er dem Fuchs einen Anstrich pfäffischer Heuchelei verlieh, einen sehr glücklichen Griff getan und andrerseits den Charakter gewisser Geistlicher sehr fein gekennzeichnet, indem er ihre Eigenschaften mit denen des Fuchses identifizierte, der sich aus allen Schlingen schlau herauszuziehen weiss, ohne Rücksicht auf die Mittel zu seinem Zwecke.

War bei der Erzählung von der „Dame Sirith“ und der zuletzt besprochenen die satirische Tendenz schon ziemlich auffällig in den Vordergrund gerückt, so tritt uns in der Dichtung,*) welche die Freuden des Schlaraffenlandes zum Gegenstand ihrer ironischen Verherrlichung macht, die Satire in einer streng tendenziösen Form entgegen. Der Zweck, den sie verfolgt, ist zwiefacher Natur. In der Schilderung des üppigen Lebens im Schlaraffenlande erblicken wir die derbe Verhöhnung einer ma-

*) cf. ibi p. 147 ff. Ellis, Specimen of the E. E. P. I. p. 83.

Digitized by Google

terialistischen Lebensauffassung, welche in der Befriedigung aller sinnlichen Triebe ihr höchstes Ideal erkennt, während das drastische Bild, welches uns von der leichtfertigen Lebensweise der Mönche und Nonnen entrollt wird, eine derbe Karrikatur des corupten Klosterlebens damaliger Zeit ist. Mit der Beschreibung der örtlichen Lage des Schlaraffenlandes beginnt die Fabliaudichtung:

„Im Meere von Spanien gleich linker Hand,
lieget das Schlaraffenland:
Es giebt kein Land auf dem Erdenreich,
das ihm an Schönheit und Güte gleich".

Dann werden die Vorzüge und Annehmlichkeiten hervorgehoben, in denen es sich vom Paradiese unterscheidet:

„Was giebt es im Paradiese denn weiter
als Kräuter und Blumen, Blumen und Kräuter?
Und dorten ist auch die Seligkeit gross:
mit Essen und Trinken ist gar nichts los.
Da giebt es kein Weinhaus, keine Bierkneipen,
mit Wasser soll man den Durst sich vertreiben.
Auch trifft man dort keine Zechbrüder an:
Elias und Enoch, der fromme Mann,
Sind die einzigen Menschen darein:
verflucht langweilig muss es da sein!
Im Schlaraffenland aber vom frühen Morgen
isst man und trinkt man, frei von Sorgen.
Das Essen schmeckt gut, das Trinken noch besser,
drum leert man beständig Teller und Gläser.
Zum Frühschoppen trinkt man Wein und Claret,
und Ale und Porter, geht man zu Bett.
Auch bricht dort niemals Nacht herein,
nein, stets ist heller Sonnenschein!
Dort ist kein Tod, nein, ewiges Leben,
nie hört ich, dass dorten sich Zank that erheben:
Dort keifet nie eine Ehefrau,
nie schlägt ein Mann sein Weib braun und blau.
Auch findet man im ganzen Reviere
kein gift'ges Gewürm, keine reissenden Tiere,
Dort kriecht keine Laus, dort hüpft kein Floh,
nicht im Haus noch im Kleid, nicht im Bett noch im Stroh.
Dort kennt man nicht Hagel noch Donner noch Regen,
nie hört man den Sturmwind das Land durchfegen.
Man weiss nichts von Nebel, nichts von Schnee,
nicht Hitze noch Kälte bringet dort Weh:

Digitized by Google

Drum im ganzen weiten Erdenreich
kommt kein Land dem der Schlaraffen gleich.“*)

Mit der Beschreibung zweier Abteien setzt der Dichter seine Erzählung fort, deren eine von Mönchen bevölkert ist, während in der andern schöne Nonnen ihr Dasein fristen. Die Mauern der Gebäude der Mönchsabtei bestehen aus Fleisch- und Fischpasteten und anderen köstlichen Speisen. Die Dächer sind mit Ziegeln aus Kuchenteig gedeckt und die Zinnen aus herrlichen Puddingen hergestellt, der Lieblingsspeise von Königen und Prinzessinnen. Das Kloster ist ein Prachtbau aus kristallenen, grünen und roten Edelsteinen und wird umgeben von einer Wiese, auf der sich neben den herrlichsten Blumen ein Wunderbaum befindet, dessen Wurzeln, Rinde, Blüten und Früchte aus den verschiedenartigsten, wohlriechendsten Gewürzen bestehen. Auch an nie versiechenden Quellen herrscht dort grosser Überfluss, deren jede eine andere Flüssigkeit hervorsprudelt, als Syrup und Würzwein, Weihwasser und Balsam. Der Boden des Landes birgt die kostbarsten Edelsteine und Metalle und der Wald beherbergt die lieblichsten Vögel, die ihre zarten Weisen Tag und Nacht ertönen lassen. Aber ausser diesen Geschöpfen fliegen auch noch gebratene Gänse und mit Nelken und Zimmet bestreute Lerchen umher. Hierauf lässt uns der Dichter einen Blick tun in die Belustigungen und den Zeitvertreib der Mönche. Bei diesem Thema ist er wieder in seinem Elemente und kann seiner beissenden Satire die Zügel schiessen lassen. Die Mönche geben sich natürlich den ganzen Tag über den verschiedenartigsten Vergnügungen hin; sie führen das herrlichste Leben, das man sich nur denken kann. Des Abends ruft sie der Abt auf ein gegebenes Zeichen zur Messe ins Kloster zurück; allein die Art und Weise, wie ihnen der Abt dieses Zeichen zu verstehen giebt, spottet jeder Beschreibung. Die Mönche, welche an einer solchen Handlungsweise grossen Gefallen finden, eilen natürlich schleunig herbei und unterstützen den Abt in seinem Tun. Ein gleich beschauliches Leben führen die Nonnen in ihrem Kloster, das sich in der Nähe der Mönchsabtei befindet. Das gute Einvernehmen zwischen den Insassen beider bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung; es bietet dem Dichter eine günstige

*) Wülker, Gesch. d. Engl. Lit. p. 88.

Digitized by Google

Gelegenheit, an diese intimen Beziehungen einige derbe Witze zu knüpfen. Zum Schlusse erfahren wir die Bedingungen, unter denen eine Reise nach diesem Wunderlande möglich ist. Erst nach Überwindung eines breiten Dammes von Schweineschmutz, der so hoch ist, dass er dem wagehalsigen Reisenden bis ans Kinn reicht, und zu dessen Durchwatung er 7 Jahre braucht, wird er all der geschilderten Freuden und Genüsse des Schlaraffenlandes teilhaftig. —

Zum Schluss dieses Kapitels erübrigt es uns noch, ein Wort über die reproduktive Tätigkeit der Goliarden zu sagen. Man hätte meinen sollen, dass sie sich zunächst damit befasst hätten, das vorhandene Material an lateinischen Satiren in die Landessprache zu übertragen, bevor sie anfingen, eigene Motive zu behandeln; allein es lässt sich aus dem 13. Jahrhundert kein einziges derartiges Beispiel mit Bestimmtheit nachweisen. Erst in den folgenden Jahrhunderten hat man den Weg wörtlicher Übertragung lateinischer Goliardengesänge ins Englische eingeschlagen; vor allem aber in den Reformationszeiten, als man den hohen agitatorischen Wert dieser Satiren erkannt hatte, da erstanden besonders den heftigsten Invektiven zahlreiche Übersetzer und die Popularität, deren sich diese Dichtungen erfreuten, glich bald derjenigen zu der Zeit, als sie zum ersten Mal in Umlauf gesetzt worden waren. Wenn damals der augenblickliche Erfolg dieser stark tendenziösen Satiren aber auch scheinbar auf sich warten liess, so gebührt ihnen doch das grosse Verdienst, der erste Vorbote jener Bewegung gewesen zu sein, welche das grosse Werk der Reformation einleitete.

2. Die satirisch gehaltenen geistlichen Dichtungen.

Am frühesten hatte die Satire entschieden in der geistlichen Dichtung Eingang gefunden. Bereits in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, als die Goliarden noch keinen persönlichen Anteil genommen hatten an der Entwicklung der nationalen Litteratur, können wir ihre Spuren in einzelnen Dichtungen verfolgen.

Digitized by Google

In den Kreisen des Klerus bediente man sich ihrer, um den Gläubigen die Nichtigkeit alles Irdischen unter Hinweis auf die den Sündern in der Hölle bevorstehenden grausamen Qualen in möglichst grellen Bildern vor Augen zu führen. Die Tendenz solcher Dichtungen ist denn auch eine streng moralisierende. Die Satire tritt uns noch in der alten Form entgegen, in der Art, wie man ihr in den poetischen Übungen und Versuchen der Klosterschulen eine besondere Pflege angedeihen liess. Sie entbehrt vollkommen des frischen und lebendigen Zuges, wie er den zeitgenössischen Dichtungen der fahrenden Schüler eigen ist. Von einem Einfluss, den die Goliardenlieder auf diese zum Teil satirisch gehaltenen geistlichen Dichtungen gehabt hätten, ist daher auch nicht das Geringste zu verspüren, vielmehr können sie zahlreiche Anklänge an das dem 12. Jahrh. entstammende „moralisierende Gedicht“*) nicht verleugnen. Als Dichter haben wir uns Geistliche vorzustellen, denen das Heil der ihnen anvertrauten Seelen sehr am Herzen lag und die sich der Satire als Mittel bedienten, um läuternd auf die Schuldigen einzuwirken. In diesem Sinne ist ein Gedicht**) aus dem Ende des 12. bezw. ersten Jahren des 13. Jahrhunderts abgefasst, das sich mit einem Mahnrufe an die Sünder wendet (Sinners beware!), sich eines Gott wohlgefälligen Lebenswandels zu befleissigen, denn nach dem Tode werde strenge Vergeltung geübt werden an allen, die sich den Verlockungen des Teufels gegenüber nicht standhaft erwiesen hätten. Da könnten weder die Stolzen ihrem Schicksal entgehen, die sich in ihren reichen Kleidern mehr dünkten denn andere Sterbliche, noch die Geizigen, die in dem Wahne lebten, mit ihren Schätzen allein das Himmelreich gewonnen zu haben. Auch den Besitzlosen weiss der Dichter die Hölle heiss zu machen, deren Armut ein Grund sei zu einem leichtfertigen Lebenswandel. Hierauf wendet er sich gegen die Mönche und Priester, die auf Erden Schätze sammeln und Seelenmessen singen um Goldeslohn: Der Teufel würde sich ihrer in der Hölle erbarmen! Ebenso erginge es den Kriegsleuten, die sich der an ihren Mitmenschen verübten Grausamkeiten brüsteten. Eine gleich harte Bestrafung wird ferner den meineidigen Advokaten

*) E. E. T. S. 49 p. 58 ff.
**) E. E. T. S. 49 p. 72 ff.

Digitized by Google

und bestechlichen Zeugen in Aussicht gestellt, wobei es der Dichter vor allem auf die Krämer abgesehen zu haben scheint, die sich kein Gewissen daraus machen, ihre Aussagen nach der vereinbarten Belohnung auszustatten. Die Landleute werden sodann ermahnt, die ihr gebührenden Gaben der Kirche nicht vorzuenthalten, widrigenfalls sie ihre Seelen verwirkten. Darnach redet der Verfasser den stolzen Damen ins Gewissen, indem er ihnen ihre Putzsucht zum Vorwurf macht, aber auch den Ehebrecherinnen rückt er zu Leibe, desgleichen den unkeuschen Mönchen und Nonnen, die am besten ungeboren blieben, als dass sie die Welt mit ihren Lastern verpesteten. Nach Vollendung dieses Sündenregisters verweist der Dichter den Leser auf die Gefahren des nahen Todes und auf die Mittel, wie er sich gegen die Versuchungen des Teufels am besten schützen könne, um des Himmelreiches teilhaftig zu werden. Durch Almosen und Gebete, sowie durch das Bekenntnis aller seiner Sünden vor dem Beichtstuhle könne man sich bereits hienieden gegen die Qualen des Fegefeuers verwahren, allein wer sich hartnäckig weigere, dem Priester seine Sünden zu beichten, dessen Bestrafung würde dergestalt sein, dass sein Klagegeschrei sogar den Toten und Lebendigen vernehmbar sein würde. Zum Schluss wird uns dann berichtet, wie Gott eine Schau über seine Heerscharen abhält, wie er alsdann die guten Seelen von den bösen scheidet und die letzteren ihrem Peiniger überantwortet.

Während in unserem Gedichte der Verfasser die Vergehen fast eines jeden Standes satirisch verwertet, um seinen Zuhörern um so eindringlicher ins Gewissen zu reden, beschränkt sich das im folgenden zu behandelnde (Death)*) darauf, den reichen Leuten, die in Purpur und Gold einherstolzieren und in grossen Palästen ein üppiges Leben führen, die Vergänglichkeit aller dieser Erdengüter vorzuhalten. Der Dichter verweilt bei der Betrachtung des toten Körpers, wie der einst mit so prächtigen Kleidern geschmückte und von einer zahlreichen Dienerschaft gepflegte, nun mit Lumpen angetan, in einem bejammernswerten Zustande den Würmern zur Speise überantwortet werde. Die vielen Freunde, welche der Mensch nur um seines Wohlstandes willen auf Erden besessen habe, entpuppten sich nach seinem

*) E. E. T. S. 49 p. 168 ff.

Digitized by Google

Tode als Feinde schlimmster Art, denn sie schienen nur den Augenblick abgepasst zu haben, um sich seiner Reichtümer ungestört bemächtigen zu können. Für alle Fehltritte des Körpers werde die Seele zur Rechenschaft gezogen und in einer Rede der Seele an den bis zur Erbärmlichkeit herabgesunkenen Leichnam, bemüht sich der Dichter nochmals, dem Reichen über die Wertlosigkeit alles irdischen Wohlstandes die Augen zu öffnen und seinen Blick auf die Freuden des Jenseits hinzulenken. Die Vorhaltungen, welche die Seele dem Leichnam macht, sind voll Bitterkeit und Hohn und werden ihre Wirkung auf diejenigen, für welche die derben Wahrheiten bestimmt waren, sicherlich nicht verfehlt haben. In einem so elenden Zustande seien dann weiche Kissen, köstliche Mahlzeiten und herrliche Paläste eitle Träume. Die Freunde seien weit davon entfernt, ihre Treue auch bis über das Grab hinaus zu bewahren und der Wille, der im Leben die Herrschaft über den Körper geführt habe, liege besiegt am Boden. Von allem entblösst, werde der Körper der Erde zurückgegeben, während die Seele in der Hölle die schwersten Strafen zu erdulden habe. Mit der Aufforderung, gottwohlgefällige Werke zu verrichten, schliesst das Gedicht.

Mit einem ähnlichen Thema befasst sich eine weitere Dichtung (On Serving Christ),*) in welcher der Verfasser die Spitze seiner Satire ebenfalls gegen den Stolz der Reichen und deren kostspieligen Gewohnheiten kehrt, aber ausserdem für betrügerische Pfaffen sehr ernste Worte übrig hat, die sich in der Führung ihres Amtes allerlei zu schulden kommen lassen. Auf die Ritterschaft scheint er ganz besonders schlecht zu sprechen gewesen zu sein, deren stolze Sitten und gegenseitige Befehdungen ihm vor allem ein Dorn im Auge gewesen sein mögen; auch gegen die verräterische Art der Kriegführung nimmt er Stellung, deren Grausamkeiten und Verfolgungen bereits soviele Gerechte zum Opfer gefallen seien, die sich durch ihre Verdienste um die heilige Kirche einen unsterblichen Namen gemacht hätten. Im übrigen sind die gleichen Anschauungen vertreten, dass die Begüterten, falls sie ihren Reichtum zu selbstsüchtigen Zwecken verwendeten, sich selbst dem Teufel auslieferten. Auch der Hinweis auf die schreckliche Verfassung

*) E. E. T. S. 49 p. 90 ff.

Digitized by Google

des Körpers, wenn die Seele ihn verlassen habe, fehlt nicht; sei er doch dann all der Fähigkeiten beraubt, die ihn in den Stand gesetzt hätten, an weltlichen Vergnügungen Gefallen zu finden. Je grösser eines Menschen Freude gewesen sei an dem Besitz prächtiger Gewänder und stattlicher Jagdhunde, desto ernüchternder wirke der Anblick seines Leichnams bei dem Gedanken an die schroffen Gegensätze zwischen Leben und Tod. —

Die bisher besprochenen, satirischen, geistlichen Dichtungen trugen gleichsam von Natur aus einen predigtartigen Charakter an sich. In einem würdevollen Tone abgefasst, waren sie dazu bestimmt, im alltäglichen Leben die Stelle zu ersetzen, welche des Sonntags die Predigten in der Kirche einnahmen. Sie bildeten gleichsam das Kommentar zu den ernsten Ermahnungen, mit denen der Priester seine Gemeinde nach Hause entliess, und werden wegen ihrer poetischen Form auf die Herzen der Leser und Hörer von einer um so nachhaltigeren Wirkung gewesen sein. Aus diesem Grunde werden einzelne Geistliche sich auch der Aufgabe unterzogen haben, ihre Predigten bisweilen in Reimen abzufassen. Allein, wenn sie dabei die satirische Tendenz, die sie ihren Predigten nicht selten verliehen, nicht mit einem so streng geistlichen Stoff verbanden, wie dies z. B. in den Predigtgedichten der Fall war, so lag dies wohl grösstenteils mit daran, dass sie in jenen einem Zuhörerkreis Rechnung zu tragen hatten, der aus allen möglichen Schichten der Bevölkerung zusammengewürfelt war, während sie sich in diesen an ein mehr gebildetes Publikum wandten. Sie legten daher in ihren Predigten auch weniger Wert auf eine geistreiche Abhandlung, als es ihnen vielmehr darauf ankam, einen jeden, der erschienen war, beim Gewissen zu nehmen, und ihn durch allerlei Vorhaltungen zum Bewusstsein seiner Schuld zu bringen. Von der Gattung dieser Reimpredigten ist uns leider nur ein einziges Beispiel erhalten. Es ist ein kurzes Gedicht*) (A Luttle Soth Sermun), welches an allen Mängeln und Schäden der sündhaften Menschheit die bitterste Kritik übt. Zunächst weist der Verfasser auf den Sündenfall hin, wie Adam sich die Freuden des Paradieses verscherzte und wie seine Schuld erst durch Christi Opfertod am Kreuz gesühnt ward. Sodann be-

*) E. E. T. S. 49. p. 186 ff.

Digitized by Google

ginnt die eigentliche Strafpredigt mit den heftigsten Ausfällen auf die Verläumder, Räuber, Mörder, Diebe, Wüstlinge und ähnliche Sünder, denen mit der Hölle gedroht wird. Im folgenden erteilen wir dem Dichter am besten selbst das Wort:

„Die falschen Handelsleut', der Teufel soll sie kriegen,
Die Bäcker auch und Brauer, die alle Welt betrügen,
Die, sie mit Schaum zu füllen, halten tief die Flasche,
Und locken armen Leuten das Geld aus ihrer Tasche.
Ihr guten Leute, Gott zu lieb, lasst solche Sünden sein,
Bei Eurem Ende schaffen sie Euch ewigliche Pein.
Alle Pfaffenfrauen, ich weiss, sie sind verloren;
Und auch der Pfaffe selber, er bleibt nicht ungeschoren;
Auch nicht der stolze junge Herr, der für Mariechen glüht,
Und jene stolze Jungfer, die es zu Hannes zieht.
In Kirchen und auf Märkten, wo man sie sieht beisammen,
Da flüstern sie und sprechen von heissen Liebesflammen.
Wenn sie zur Kirche kommen an dem heil'gen Tag,
Da suchet jeder seinen Schatz, ob er ihn finden mag.
Da erblickt sie Walter und freut sich königlich;
Ihr Rosenkranz, der liegt daheim verschlossen säuberlich.
Nach Messen und nach Metten fragt sie keinen Deut,
Der Walter und der Wilhelm, das sind die rechten Leut'." — *)

Auch die Unsitte geisselt er scharf, dass sich die Liebespaare bis spät in die Nacht hinein in den Wirtshäusern herumtreiben, um hierauf noch die Freuden unerlaubter Liebe zu geniessen. Die Mädchen seien bisweilen so sehr in ihren Liebsten vernarrt, dass nicht einmal elterliche Drohungen sie ihrem Schatz abspenstig zu machen vermöchten. Nachdem er auf diese Weise allen seinen andächtig Versammelten gehörig den Text gelesen hat, wendet er sich mit der Bitte an die heilige Jungfrau, ein gutes Wort für die armen Sünder bei Gott, dem Vater, einzulegen. —

Aber bei solchen Strafpredigten liess man es nicht allein bewenden, sondern man benutzte die Kanzel auch, um über politische Missstände in Kirche und Staat ernste Klage zu führen. In dieser Hinsicht erinnern solche Predigtgedichte sehr lebhaft an die ernsten Goliardenlieder des 12. Jahrhunderts. Gerade der geistliche Stand hatte alle Ursache, bevor er begann, auf andere moralisierend einzuwirken, bei sich selbst den Anfang zu machen. Diese Notwendigkeit werden wohl auch die

*) Ten Brink, Gesch. d. engl. Lit. I. Bd. II. Aufl. Strassb. 1899. p. 247.

Digitized by Google

meisten Geistlichen, denen das Wohl der Kirche ernstlich am Herzen lag, eingesehen haben. Daher wandten sie sich in ihren Predigten nicht nur gegen die Laien, sondern sie scheuten sich auch nicht, die Schäden aufzudecken, an denen die kirchliche Gemeinschaft laborierte. Dieser Aufgabe unterzieht sich der Verfasser eines kurzen predigtartigen Gedichtes*) (Hwon Holy Chirche is under Vote), welches, wie die Mehrzahl der besprochenen geistlichen Dichtungen, aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammt. Dass der Verfasser bestimmte politische Ereignisse im Auge gehabt habe, ist kaum anzunehmen; sondern er beabsichtigte, die Lage der Verhältnisse im allgemeinen einer scharfen Kritik zu unterziehen. Während früher der heilige Simon Petrus der Grundstein gewesen sei, ruhten jetzt ihre Grundvesten in dem Schosse der Simonie. Dieses unwürdige Geschäft habe bereits einen grossen Teil des Klerus zu Grunde gerichtet und fordere immer mehr Opfer. Dann wird der Gegensatz beleuchtet, in welch' hohem Ansehen die Kirche unter dem Pontificate von Petrus, Clemens und Gregor gestanden habe, im Vergleich zu den jetzigen Verhältnissen, wo man nach ihr werfe mit Marken und Pfunden von Silber und Gold, um sie zu Boden zu reissen. Die Zeiten des Märtyrertums seien längst dahin; jetzt wolle niemand mehr um ihretwillen den Tod oder Wunden erleiden; im Gegenteil, alle, die im Lande wohnten, bekämpften sie: Bischöfe und Klerus, Ritter und Knechte; Könige und Grafen sogar hassten sie. Dann heisst es wörtlich weiter: „Und der Papst selber, der sie schützen sollte, erhält er seine Gaben in Silber und Gold, Marken und Pfunden mit Recht oder Unrecht, so lässt er alle jene gewähren, die so gewaltig sind. Weh! dass sie in unseren Tagen so zu Boden liegt! Bitten wir alle Jesum Christum, dass er ihr Hilfe sende, um seiner Mutter willen, die so schön und süss ist, auf dass wir in diesem Leben es sehen mögen! Amen." — **)

Leider ist das Gedicht, ebenso wie das vorige, das einzige seiner Art, welches uns die Überlieferung bewahrt hat. Allein wir zweifeln nicht daran, dass derartige Satiren, wenn auch ihr Inhalt bisweilen des streng geistlichen Charakters entbehrte, die

*) E. E. T. S. 49. p. 89.

**) Ten Brink, Gesch. d. engl. Litt. I. Bd. II. Aufl. p. 369.

Digitized by Google

beliebteste Form der Predigten gewesen sein werden, zu einer Zeit, wo nicht nur weltliche und geistliche Willkürherrschaft die Rechte der heiligen Kirche schmälerten, sondern auch das Volk, dessen Sitten infolge der harten Bedrückungen von allen Seiten einer tiefen Verrohung anheimgefallen waren, alle Achtung vor dem Heiligsten verloren hatte.

Aber auch die Visionen- und umfangreiche Legendendichtung des 13. Jahrhunderts entbehren nicht gewisser satirischer Züge. In ähnlicher Weise wie in den predigtartigen Gedichten ward auch in diesen beiden Dichtungsgattungen dem satirisch-moralisierenden Bestreben Ausdruck verliehen. Durch Kontrastwirkungen, durch möglichst grelle Beleuchtung der Gegensätze zwischen Leben und Tod, dem Diesseits und Jenseits verstand man auch in diesen Dichtungen den Sündern die Hölle gehörig heiss zu machen, indem man, wie bisweilen in den Visionen, dem Stück eine satirische Tendenz zu Grunde legte, oder, wie es in den Legenden geschah, an das Thema satirische Betrachtungen anknüpfte. Besonders war den Dichtern von Visionen ein Mittel in die Hand gegeben, durch drastische Schilderungen und Übertreibungen einen tiefen Eindruck auf die Menge auszuüben. Ein anschauliches Beispiel hierfür ist der in die Form einer Vision eingekleidete „Dialogus inter corpus et animam". Trotzdem sich die ziemlich umfangreiche Dichtung*) (ca. 500 v.) an ihr lateinisches Vorbild**) ziemlich eng anlehnt, hat sie dennoch einige originelle Züge aufzuweisen. Nicht nur, dass sie bisweilen den Stoff anders fasst als die Vorlage, sondern sie gestattet sich auch Abweichungen vom Inhalt und bewahrt sich somit eine gewisse Selbständigkeit. Gleich zu Beginn, als uns der Visionär seine Erscheinung erzählt, ist nicht ohne Absicht hervorgehoben, dass der Leichnam, den er auf der Bahre liegen sah, der eines Ritters gewesen sei, welcher ein Gott wenig wohlgefälliges Leben geführt habe. Wir sehen also, dass sich in dem englischen Gedichte die Satire gegen die reichen Leute richtet. Die Seele beginnt in heftiger Rede dem Körper bittere Vorwürfe zu machen, dass sie jetzt wegen seines sündhaften

*) Th. Wright, The Latin Poems p. 334 ff.
Mätzner, Ae. Sprachpr. I. 92 ff.
**) Th. Wright. The Latin Poems, p. 95—106.

Digitized by Google

Lebenswandels Höllenpein erleiden müsse. Der Körper bleibt natürlich die Antwort nicht schuldig und sucht die Schuld von sich abzuwälzen, bis nach langem Hin- und Herdisputieren der Streit damit endet, dass die Seele von einer Schar Teufel in die Hölle abgeholt wird. Es folgt dann eine Schilderung der entsetzlichen Höllenqualen, denen die Seele ausgesetzt ist, worüber der Dichter erschreckt erwacht und Jesum bittet, ihn vor einem gleichen Schicksal zu bewahren. Die Reden des Körpers sind eine massvolle Verteidigung gegenüber den heftigen Angriffen der Seele; aus ihren Worten spricht bitterer Hohn und sie versteht es, dem Körper fühlen zu lassen, in welch' elendem Zustande er sich im Gegensatz zu den ihn einst umgebenden glänzenden Lebensumständen befindet. „Nun liegst du da", höhnt sie über ihn, „der du gewohnt warst, nur auf Pferden einherzureiten, einst so stolz wie ein Löwe, jetzt in ein armseliges Leichentuch gehüllt!

Ȝwere beon thi castles and thi toures?
Thi chaumbres and thi riche halles?
I-peynted with so riche floures?
And thi riche robes alle?
Thine cowltes and thi covertoures?
Thi cendels and thi riche palles?
Wrechede, it is now thi bour,
To moruwe thouȝ schalt ther inne falle.
Ȝwere ben thi murdly wedes?
Thi somers, with thi riche beddes?
Thi proude palefreys and thi stedes,
That thouȝ haddest in dester leddes?
Thi faucouns that were nouȝt to grede?
And thine houndes that thou ledde? *)

„Auch Deine guten Freunde haben Dich im Stiche gelassen und entschwunden sind alle Genüsse, die Dir dereinst das Leben im überreichen Masse beute!"

An einer anderen Stelle macht die Seele dem Körper bittere Vorhaltungen darüber, dass sein Sinn trotz der Ermahnungen ihrerseits nur an weltlichen Vergnügungen gehaftet habe. „Ich hielt Dich an, in die Kirche und zur Messe zu gehen, allein du machtest stets Ausflüchte und sagtest, dass dies ein eitler Gang sei. Viel lieber eiltest du in den Wald und auf das Feld zur Jagd, doch jetzt ist alles dahin. Deine Augen sind blind, deine Ohren sind taub und ein übler Geruch geht von dir aus:

*) Ausg. v. Wright v. 13—19.

Digitized by Google

Ne nis no leuedi brut on ble,
That wel weren i-woned of the to lete,
That wolde lye a niȝth bi the,
For nouȝth that men miȝte hem bi-hete;
Thouȝ art unsemly for to se,
Uncomli for to cirssen suwete;
Thouȝ ne havest frend that ne wolde fle,
Come thouȝ stertlinde in the strete".*)

Auch durch die Schilderung der Höllenqualen, ein Thema, das in der geistlichen Litteratur des 13. Jahrhunderts so gern behandelt wurde, geht ein satirischer Zug. Es ist gleichsam der Triumph des Verfassers über den Ritter, der trotz der geistlichen Vermahnungen, die ihm im Leben zu teil wurden, von seinem sündhaften Lebenswandel nicht abgelassen und nun im Tode die Folgen seiner Handlungsweise zu tragen hat. Deshalb malt er die Qualen in um so grelleren Farben und lässt auch da seinen Hohn durchblicken, als die gepeinigte Seele den Namen Gottes vergeblich anruft, den der Ritter auf Erden so wenig im Munde geführt hat. —

Was die Legendendichtung anbelangt, so hat die Satire in der umfangreichen Litteratur nur in sehr spärlicher Weise Anwendung gefunden. Bei der Eintönigkeit der Darstellung, die die Ereignisse gleichsam chronikartig, ohne allen Schmuck und künstlerisches Beiwerk aufführt, braucht uns dieser Umstand nicht besonders Wunder zu nehmen. Den Dichtern schien es mehr auf die Quantität als auf die Qualität ihrer Erzeugnisse anzukommen. Nur bisweilen wird die trockene Darstellung von einer humorvollen Schilderung unterbrochen oder es werden moralische Betrachtungen an irgend ein Thema angeknüpft. Die Satire kommt in gelegentlichen Angriffen, die sich mit Vorliebe gegen das weibliche Geschlecht richten und bisweilen auch, was besonders in den älteren Heiligenleben der Fall ist, gegen den Ehestand ihre Spitze kehren, zur Geltung, ähnlich wie sie auch in dem Traktat „Hali Meidenhad,**) hier allerdings in einer so fanatischen Weise niedergelegt sind, dass wir aus ihnen die ganze Schärfe der Agitation gegen die Priesterehe zu Beginn des 13. Jahrhunderts herauszuempfinden vermögen; allein sie sind im allgemeinen ebenso kurz gehalten, wie wir ihnen nur

*) Ausg. v. Wright v. 57—60
**) E. E. T. S. 18.

Digitized by Google

selten begegnen. Ebenso sporadisch finden sich ausfällige Bemerkungen über andere Klassen der menschlichen Gesellschaft, ganz in dem Sinne der eingangs erörterten geistlichen Dichtungen, doch im Vergleich zu diesen fällt der Satire in den grossen Legenden-Cyclen des 13. Jahrhunderts nur eine sehr bescheidene Rolle zu. Dieser Umstand mag zunächst auffällig erscheinen, allein er beweist von neuem, wie schablonenhaft das ganze Werk angelegt wurde und wie fast jeder Verfasser sich nur darauf beschränkte, den überlieferten Stoff in die gegebene Form zu giessen. Wir führen zum Schluss ein Beispiel an, um zu zeigen, in welcher Weise die satirischen Ausfälle mit dem Thema in Verbindung gebracht wurden. Es ist einer dem Weihnachtskreise angehörigen Dichtung entnommen, der „Geburt Jesu“*). Der Verfasser verbreitet sich darin des Eingehenderen über die Lebensgeschichte der Jungfrau Maria; er schildert ihre einfache Lebensweise und zollt ihrer Tugend grosses Lob; vor allem aber preist er ihr festes Gottvertrauen in der Stunde, wo sie dem Heiland das Leben schenkte. Die bescheidenen Verhältnisse, unter denen die Geburt vor sich ging, und besonders der Umstand, dass sie in ihrer schweren Stunde aller menschlichen Hilfe entblösst war, giebt dem Dichter Veranlassung, den Frauen bittere Wahrheiten vorzuhalten, im Hinblick auf die verwöhnten Zustände, unter denen sie zu leben pflegen. Es heisst darin:

Hire wombe ne ok nought sore, heo ne dradde noȝt to deiȝe;
Heo bar abetere burthone than wymmene now do,
Heo hedde elles igroned sore and nought ascaped so;
Vor, verde wimmen now so, me wolde holden hem wise;
And natheles heom smart somdel and luste not so arise. — **)

Endlich sei hier noch auf Robert von Gloucester hingewiesen, der sich in seiner Reimchronik ***) ebenfalls der Satire hie und da bedient, um vorhandene Missstände zu geisseln. Er erweist sich überall, wo er Kritik übt, als ein unparteiischer Richter und er spart mit seinem Tadel und Spott nicht, wenn er die Rechte der Armen und Bedrückten verteidigt. Vor allem ist sein grosses Nationalgefühl hervorzuheben, das ihn des öfteren

*) cf. Horstmann, Ae. Leg. Paderborn 1875.

**) ibid. „Geburt Jesu“, v. 598—602.

***) Th. Hearne, Oxford 1725.

Digitized by Google

gegen fremde Einrichtungen ausfällig werden lässt. Im grossen und ganzen sind indessen auch bei ihm satirische Stellen selten und wir erwähnten ihn hier nur der Vollständigkeit halber.

3. Die satirischen Spielmannsdichtungen.

Wie wir sahen, spielte die Satire auch in der geistlichen Dichtung eine nicht zu unterschätzende Rolle. Den jungen Klerikern wurde auf den gelehrten Schulen gleichsam eine satirische Neigung eingepflanzt *), so dass es uns nicht Wunder zu nehmen braucht, wenn später in ihrem Berufe ein satirisch-moralisierendes Bestreben in den meisten Fällen die Triebfeder ihres Tuns bildete. Anders verhielt sich die Sache bei den Spielleuten. Sie hatten weder Bildung genossen, noch eine geistige Anregung zur Satire von irgend einer Seite empfangen; sondern bei ihnen war die Satire lediglich der natürliche Ausfluss rein persönlichen Empfindens. Ihre Dichtungen, die auf diesem Gebiete im Vergleich zu denen der Goliarden und Geistlichkeit von der Überlieferung sehr stiefmütterlich behandelt worden sind, belebte denn auch ein ganz anderer Geist. In den Goliardenliedern war es die kritische Form der Satire, welche alle öffentlichen Schäden schonungslos an den Pranger stellte; sie kämpfte lediglich für Freiheit und Recht, unbekümmert um Freund oder Feind. Der Geistlichkeit erschien sie

*) Wir berufen uns dabei auf die Beschreibung, die uns William Fitz-Stephen, ein Zeitgenosse Thomas Bekkets, über die Londoner Schulen giebt. Er erzählt da unter anderem, dass dort an Festtagen der Sitte gemäss Disputationen stattfanden, die sich auf alle möglichen Gebiete erstreckten. Dass dabei auch der satirische und witzige Dialog gepflegt wurde, das erfahren wir aus dem folgenden: „Sunt alii, qui in epigrammatibus, rhythmis et metris utuntur vetere illa triviali dicacitate; licentia Fescennina socios, supressis nominibus, liberius lacerant; loedorias jaculantur et scommata; salibus Socraticis sociorum vel forte majorum vitia tangunt, vel mordacius dente rodunt Theonino audacibus dithyrambis. Auditores,

multum ridere parati.

Ingeminant tremulos naso crispante cachinnos. —

Thom. Wright, Biogr. Brit Lit. II. 364. Hubatsch, Die Vagantenlieder des Mittelalters, p. 19/20.

Digitized by Google

als willkommene Handhabe, um den Abtrünnigen die Hölle heiss zu machen, und der Zweck, den die Satire der Spielleute verfolgte, stand bisweilen im Dienste rein persönlicher Interessen, bisweilen war sie der Dolmetsch der unter dem Volke herrschenden Stimmung wider Nationen oder Persönlichkeiten, die im Geruch standen, die Urheber irgend eines über das Land hereingebrochenen Unglücks gewesen zu sein, oder wider Körperschaften, welche die guten Rechte des Volkes schmälerten. Soweit uns Beispiele von satirischen Spielmannsliedern erhalten sind, zeichnet sie alle ein derber volkstümlicher Ton aus, der sich von der eleganten Art der Goliardenlieder wesentlich unterscheidet. Ging die Keckheit dieser bisweilen auch über die Schranken des Anstandes hinaus, wie z. B. in den Spottgedichten auf das weibliche Geschlecht oder in einzelnen Satiren auf die Mönchsorden, so spricht zu ihren Gunsten wieder die kunstvolle und geschickte Weise, mit welcher die grössten Derbheiten zum Ausdruck gebracht sind, während in den Spielmannsdichtungen eine ungebändigte Leidenschaft sich zuweilen zu den härtesten und anstössigsten Ausdrücken hinreissen lässt. Die Tendenz der in den blutigen Wirren des 13. Jahrhunderts zweifellos zahlreich in Umlauf gesetzten politisch-satirischen Spielmannslieder wird eine vorzugsweise antihöfische gewesen sein; verfochten sie doch lediglich die Interessen eines der Willkür der königlichen Partei preisgegebenen, tiefgeknechteten Volkes! Das erste politische Spielmannslied,*) von dem wir Kenntnis besitzen, versetzt uns in die Zeiten, als in dem Kampfe um absolutes und konstitutionelles Königtum die erste Entscheidung bereits gefallen war. Es behandelt die Ereignisse, welche sich in der für die Hofpartei so verhängnisvollen Schlacht bei Lewes abspielten und verherrlicht gleichsam den unter der Ägide des tapferen Grafen von Montfort erfochtenen Sieg. Wir sehen, wie sich der Spielmann in echt volkstümlicher Weise für den entscheidenden Erfolg der Barone begeistert, indem er über die Feinde triumphiert und die Besiegten mit Spott und Hohn verfolgt. Allein nicht die Person des Königs bildet, wie man

*) Th. Wright, Pol. Sgs. p. 68 ff.
Mätzner, Ae. Sprachpr. I. p. 152 ff.
Böddeker, Ae. Dicht. p. 95 ff.

Digitized by Google

eigentlich hätte erwarten sollen, die Zielscheibe des beissenden Spottes, sondern das Gedicht wendet sich gegen seinen Bruder Richard von Corwallis, den derzeitigen Kaiser von Deutschland. Dieser Fürst scheint seine Unpopularität nicht nur dem Umstande zu verdanken gehabt haben, dass er die auswärtige Herrscherwürde innehatte, sondern man hatte auch Verdacht geschöpft gegen die Art, wie er in den Besitz der ungeheuren Summe gelangt war, ohne deren Hilfe seine Wahl zum deutschen Kaiser unmöglich gewesen wäre. Aus diesem Grunde schob man seinen Handlungen alle möglichen unlauteren Motive unter; man beschuldigte ihn des Verrates am eignen Vaterlande, weil er sich, wie es in unserem Gedichte heisst, vermessen hatte, 30.000 Pfund zu fordern als Belohnung für den Fall, dass er den Frieden zwischen dem König und den Baronen zustande brächte. In Wirklichkeit jedoch hatten ihm die Barone diese Summe angeboten, auf dass er den König für ihre Friedensbedingungen umstimmen möchte. *) Zu diesen Beschuldigungen gesellen sich ausserdem heftige Angriffe auf den Lebenswandel des Fürsten, der so ausschweifend gewesen sei, dass ihm fast alle seine Güter und Besitzungen zum Opfer gefallen seien. Auch wird ihm der vielleicht ungerechte Vorwurf gemacht, seinen Neffen, den jungen Eduard (nachmaligen Eduard I.), der anfangs den Bestrebungen der Barone nicht abhold war, dahin beeinflusst zu haben, dass er die Beziehungen zu dieser Partei abbrach, was zur Folge hatte, dass zahlreiche Barone aus Treue und Verehrung für den ritterlichen Prinzen kurz vor der Entscheidung in das königliche Lager abschwenkten. In zwei Strophen verweilt der Dichter bei der Schilderung einer Episode aus der Schlacht. Auf der Flucht hatte Richard sich mit seinen Getreuen in einer Windmühle verschanzt und war von den Verfolgern darin nicht vergeblich belagert worden. Diese Situation benutzt der Dichter, um sich nicht allein über Richard lustig zu machen, sondern auch um auf seine Begleiter, die auch er, wie fast alle Fürstlichkeiten, zum grossen Verdruss des Volkes aus den Reihen ausländischer Edelleute und Höriger gewählt hatte, die giftigsten Pfeile seines Spottes zu schleudern. Die beiden Strophen seien hier wiedergegeben:

*) Pol. Sgs. p. 361 anm.

Digitized by Google

The Kyng of Alemaigne wende do ful wel,
He saisede the mulne for a castel,
With hare sharpe swerdes he grounde the stel,
He wende that the sayles were mangonel
to helpe Wyndesore. *)
Richard, thah thou be ever trichard,
trichen shalt thou never more.

The King of Alemaigne gederede ys host,
Makede him a castel of a mulne post,
Wende with is prude ant is muchele bost,
Brohte from Alemayne mony sori gost
to store Wyndesore.
Richard, thah thou be ever trichard,
trichen shalt thou never more.

Derbe Wahrheiten bekommen überdies zwei Barone, die Grafen von Warin und Sir Hugo Bigot, zu hören, die auf der Seite des Königs gefochten und sich ihrem Schicksal dadurch entzogen hatten, dass sie nach Frankreich entflohen waren. Der Verfasser bedauert aufrichtig ihre Flucht und tröstet sich mit dem Schwur des Grafen Montfort, dass er furchtbare Rache an ihnen nehmen würde, sobald sie sich in seiner Gewalt befänden. Schliesslich wendet er sich an Eduard, um ihm den Bruch seines Eides, den er samt seinem Vater und Onkel wiederholt auf die im Jahre 1258 abgeschlossenen Oxforder Provisionen geleistet hatte, zum Vorwurf zu machen und ihm die Folgen seiner Handlungsweise vor Augen zu führen:

Be the luef, be the loht, sire Edward,
Thou shalt ride sporeless o thy lyard
Al thy ryhte way to Dovere ward;
Shalt thou never more breke fore-ward,
ant that reweth sore:
Edward, thou dudest ase a shreward,
forsoke thyn emes lore. —
Richard, thah thou be ever trichard,
trichen shalt thou never more. —

Eine tiefgehende Erbitterung über die Unsitte der Fürsten, sich mit einem fremden Gefolge zu umgeben, das mit Stolz und Verachtung auf diejenigen des Volkes herabsah, denen eine solche Stellung am ehesten zugekommen wäre, finden wir auch

*) Windsor galt als der am stärksten befestigte Platz im Besitz der königlichen Partei (ibid. p. 361).

Digitized by Google

in anderen Spielmannsliedern niedergelegt. So z. B. in einem Gedichte*) aus den letzten Jahren des 13. oder dem Anfange des 14. Jahrhunderts. Es befasst sich lediglich damit, das hochfahrende Wesen der fürstlichen Dienstleute zum Gegenstand derbster Satire zu machen. Zunächst werden diejenigen aufgezählt, auf welche sich des Dichters Groll abladet. Es sind die Begleitsmannschaften und persönlichen Diener der Fürstlichkeiten, die Knappen, Pferdeknechte und die Schmarotzer, welche an den Höfen ein unwürdiges Dasein fristen. An ihre Abkunft weiss der Dichter einige recht starke Witze zu knüpfen. Mit einer jedesmaligen heftigen Verwünschung schliessen die diesbezüglichen Strophen. Sodann erfahren wir, zu welchem Zwecke der Herrgott solchen Geschöpfen das Leben schenkte:

The shuppare that huem shupte,
To shome he huem shadde,
To fles and to fleye,
To tyke and to tadde;
So seyth Romaunz,
Whose ryht radde, —
Fleh com of flore,
And lous com of ladde.

Über ihre Lebensart macht der Dichter ebenfalls seine derbsten Glossen. Die einen seien Spieler, die anderen Schlemmer, die bis in den Morgen hinein dem Becher zusprächen. Andere verständen im Essen nicht Mass zu halten: Ehe der Hahn krähte, begännen bereits einige damit, ihren Magen so ungebührlich vollzustopfen, dass ein Dutzend Hunde sie nicht von der Stelle zu bewegen vermöchte. Hierauf bespöttelt er die oberflächliche Weise, wie sie am Morgen Toilette machen, wobei sie es mit der Reinlichkeit nicht sehr genau nehmen; nur auf das äussere ihrer Gewänder legen sie grossen Wert und bilden sich viel darauf ein, während ihre Unterkleidung von allem möglichen Unrat und Ungeziefer strotzt. Ihr ungeheurer Stolz veranlasse sie, sogar die zur Ausübung ihres Dienstes nötigen Ausstattungsgegenstände, die ihnen von ihrer Herrschaft zur Verfügung gestellt werden, in Geld umzusetzen, um ihre Sucht für prächtige

*) Th. Wright, Pol. Sgs. 237 ff.
Wülker, Ae. Leseb. p. 73 f.
Böddeker, Ae. Dicht. p. 134 ff.

Digitized by Google

Gewänder zu befriedigen. Selbst wenn ihre Hilfsquellen in dieser Hinsicht versiecht seien, würden sie dennoch unter Lug und Trug Mittel und Wege ausfindig machen, um ihrem Stolze zu genügen. Wegen ihres aufgeblähten Gebahrens sei selbst Gott das Reisen auf Erden verleitet worden. Das beweise folgender Umstand:

Whil God wes on erthe
And wondrede wyde,
Whet wes the resoun
Why he nolde ryde?
For he nolde no grom
To go by ys syde
Ne grucchyng of no gedelyng
To chaule ne to chyde.

Das Gedicht klingt in eine Verwünschung solch Unwürdiger aus und in eine Verwarnung an alle, die einem Fürsten Gefolgschaft leisten. *) —

Nationale Erregungen, wie sie die schottischen Kriege verursachten, boten den Spielleuten vor allem Gelegenheit, ihre Kunst in den Dienst der guten Sache zu stellen. Sie begleiteten nicht selten die Heere auf ihren Kriegszügen, um die Soldaten mit ihren poetischen Erzeugnissen zu unterhalten und aufzumuntern; ja, sie beteiligten sich sogar persönlich am Kampfe. Nach gewonnener Schlacht vertauschten sie dann das Schwert mit der Leier und sangen begeistert von den Heldentaten der Ihren, den besiegten Feind dem Spotte der Soldaten preisgebend. Auch auf Seiten der Schotten verfehlte man nicht, sich über Misserfolge oder Verteidigungsmassregeln der Engländer lustig zu machen. Die Mitteilung einiger weniger solcher Lieder verdanken wir Peter Langtoft, der sie durch Aufnahme in seine Chronik **) der Vergessenheit entriss. Die meisten indess über-

*) Im Vergleich zu den vorerwähnten Goliardenliedern trägt diese Satire ein mehr volkstümliches Gepräge; auch scheinen die Motive, welche zu ihrer Abfassung Anlass gaben, mehr der Intressensphäre eines Spielmannes entsprungen zu sein als eines Goliarden, denn diese hielten es für unter ihrer Würde, mit der niederen Dienerschaft, und um diese handelt es sich zweifellos in unserer Dichtung, auf gleiche Stufe gestellt zu werden. Es konnte daher nur ein Verfasser in Betracht kommen, der mit jenem Stande irgend welche Intressengemeinschaft hatte und das war in diesem Falle ein Spielmann.

**) Th. Wright, The Chronicle of Pierre de Langtoft, London 1868.

Digitized by Google

liefert er bruchstückweis und es ist wieder das Verdienst seines Übersetzers Robert Manning of Brunne, *) diese Fragmente in ihre ursprüngliche Gestalt eingekleidet zu haben. Langtoft war nämlich bei Abfassung seiner Chronik so zu Werke gegangen, dass er an der Hand der englischen Originale sich bemühte, eine form- und sinngemässe anglonormannische Übersetzung der in der Schweifreimstrophe abgefassten Lieder zu geben. Bei manchen scheint er indessen die Lust verloren zu haben oder auf Schwierigkeiten gestossen zu sein in Bezug auf eine wortgetreue Übertragung, denn wir können beobachten, dass er stets am Ende eines längeren Liedes zu dem englischen Text seine Zuflucht nimmt. Bisweilen aber führt er die englischen Originale auch vollständig an und stimmt dann mit Robert Manning im wesentlichen überein. Leider steht dieser zu seinem Vorbild in einem zu sklavischen Abhängigkeitsverhältnis, als dass er die von Langtoft begonnene Sammlung der zweifellos zahlreich in Umlauf gewesenen Lieder fortgesetzt hätte. Wenn er deren einige auch erweitert oder zu einzelnen Stellung nimmt, weil ihr Inhalt seiner Überzeugung zuwider war, so erwähnt er doch kein einziges Lied, das nicht auch von Langtoft schon angeführt worden wäre. Daher sind wir auf eine nur geringe Zahl angewiesen. Allein so dürftig dieselbe auch scheint, so kommt darin dennoch die ganze Dichtungsart der Spielleute anschaulich zur Geltung. Ihre tiefe Neigung zur Satire tritt uns darin in den verschiedentsten Formen entgegen. Nirgends in der zeitgenössischen Litteratur spiegelt sich die Stimmung des Volkes, die Erbitterung und der tiefe Hass gegen den angestammten Feind so lebhaft wieder, als in diesen kurzen Liedern, die zunächst im Heere die Runde machten, dann aber im Laufe der Zeit auch in denjenigen Gegenden sich verbreiteten, welche die Schauplätze der blutigen Kämpfe der beiden Völker waren. Einige derselben besitzen sogar einen höheren poetischen Schwung, während andere lediglich den Charakter von Soldatenliedern tragen. Wir citieren im folgenden aus der Chronik Robert Mannings, weil sein Text zu einem besseren Verständnis der Lieder entschieden mehr beiträgt als der Langtoftsche und greifen auf diesen zurück, sobald uns jener im Stiche lässt.

*) Th. Hearne, Peter Langtofts Chronicle (as illustraded and improved by Robert of Brune etc. London 1810.)

Digitized by Google

Es war im Jahre 1296, als König Eduard die Stadt Berwick am Tweed eingenommen hatte. Um einen verräterischen Überfall der Schotten von vornherein vorzubeugen, liess er die Stadt mit Wällen und Laufgräben umgeben. Diese Vorsichtsmassregeln boten den Schotten einen Anlass, den König und seine Engländer in Spottgedichten zu verhöhnen. Von diesen ist uns leider keine Zeile bewahrt geblieben; nur die Entgegnung der Engländer teilen uns beide Chronisten mit, die die Aufforderung enthält, den König nur gewähren zu lassen; er habe schon seine Gründe für seine Anordnungen gehabt. Im übrigen hätten die Schotten alle Ursache, zunächst vor ihrer eigenen Tür zu kehren im Hinblick auf die bei Berwick erlittene schmähliche Niederlage.

Pikit him and dikit him
on scorne said he,
He pikes and dikes
In length as him likes,
how best it may be.
And thou has for thi pikyng
Mykille ille likyng,
the sothe is to se.
Without any lesyng
Alle is thi hething
fallen opon the,
For scatred er thi Scottis,
And hodred in ther hottes,
never thei ne the.
Right als I rede,
Thei tombled in Tuede,
that woned bi the se. —*)

Ein weiteres, allerdings fragmentarisches Lied, das von Seiten der Schotten ausging, knüpft an die Vorgänge an, welche sich gelegentlich der Belagerung des Schlosses von Dunbar abspielten. Dieses war in die Hände der Schotten gefallen und wurde bald darauf von einem englischen Heere hart bedroht. Die Besatzung, welche, um sich aus den Schlingen der Belagerer zu befreien, den Weg schnöden Verrates dem ehrlichen Kampfe vorzog, wusste sich einen dreitägigen Waffenstillstand

*) L. II. p. 234 f.; R. p. 273.

Digitized by Google

unter dem Vorwande zu erwirken, um ihrem König Johann Baliol die Bedingungen zur Übergabe des Schlosses vorzulegen. In Wirklichkeit jedoch entsandten sie einen Boten an ihn mit der Aufforderung, zur Entsetzung des Schlosses noch vor Ablauf des Waffenstillstandes herbeizueilen und vereint mit der Besatzung dem Feind eine empfindliche Niederlage zu bereiten, eine List, die jedoch gänzlich scheiterte. Den Inhalt unseres Liedes wird die prahlerische Rede des bereits über die Engländer triumphierenden Boten gebildet haben, mit welcher er den König zur Ausführung der verräterischen Pläne bewegen sollte. Was uns davon noch erhalten ist, beschränkt sich auf folgende 3 Strophen:

Whan ye haf the pris
Of your enmys,
non salle ye saue,
Smyte with suerd in hand,
Alle Northumberland
with right salle ye haue,
And Ingloud yit alle,
For werre salle
be tint for this drede.
Scotte neuer bigan
Unto Inglis man
to do so douhty dede.
Ther on that grene,
That kynrede kene,
gadred als the gayte.
Right, als I wene,
On som was it sene,
ther the bit bayte. —*)

Vielleicht war es Absicht der beiden Chronisten, dass sie in dem Augenblicke, wo die Schilderung lebhafter zu werden begann, das Versmass wechselten, nämlich da, wo der ruhmredige Bote den König zu dem verräterischen Überfall aufreizt und ihm unter höhnenden Ausfällen auf die Engländer die Folgen des Sieges in den schönsten Farben ausmalt, während sie den Teil der Botschaft, welcher den König über die Lage der Dinge informiert, in das laufende Versmass, den Zwölfsilber, einkleideten, vielleicht wollte es der Zufall, dass beide Chronisten gerade

*) L. II. p. 244. 2 agn. 1 engl., R. p. 276.

Digitized by Google

nur der letzten drei Schweifreimstrophen des alten Liedes, dessen Bruchstück übrigens das einzige Zeugnis der im schottischen Lager gedichteten Spottlieder ist, bei Herstellung ihrer Sammlung habhaft werden konnten. —

Die meisten Lieder knüpften sich natürlich an die Ereignisse der entscheidenden Schlacht bei Dunbar selbst. Der Siegestaumel und die Begeisterung spornten einen jeden an, der eine poetische Ader in sich schlagen fühlte, seine Erlebnisse dichterisch zu verwerten. Besonders der Umstand trug zur Erhöhung des allgemeinen Jubels bei, dass es den Schotten nicht gelungen war, trotz ihres Verrates den Sieg zu behaupten. Die Engländer erblickten in der Niederlage die strafende Hand Gottes und hielten sich für das berufene Volk, die Missetaten der Schotten zu rächen. In diesem Bewusstsein wurden daher auch die derben Spottlieder gedichtet, die keine Schonung des Feindes kannten, die sich im Gegenteil noch für die grausamsten Plünderungsscenen zu begeistern vermochten; wie z. B. das folgende, bei welchem Robert Manning p. 277 ausdrücklich hervorhebt, dass es Reime gewesen seien, die die Engländer über die Schotten verfertigt hätten:

(The Scottis had no grace,
To spede in ther space,
for to mend ther misse,
Thei filed ther face,
That died in that place,
the Inglis rymed this:)
Oure fote folk
Put tham in the polk,
and nakned ther nages,
Bi no way
Herd I neuer say
of prester pages,
Purses to pike,
Robis to rike,
and in dike tham schonne,
Thou wiffin
Scotte of Abrethin,
kotte is thi honne. —

Peter Langtoft giebt dieses Lied (p. 245), abgesehen von einigen kleinen Abweichungen im Text, in derselben Gestalt wieder.

Digitized by Google

Ihre Betrachtungen über das Schicksal der Gefangenen und den errungenen Sieg, die ihrerseits ebenfalls nicht frei von bitterem Spott sind, lassen beide Schriftsteller in je eine Schweifreimstrophe eines alten Liedes ausklingen:

The Scottis
I telle for sottis.
and wrecchis unwar,
Unsele
Dyntis to dele
tham drouh to Dunbar.*)

Ein anderes, höchst schwungvolles Lied, welches die Königstreue und Kriegsbereitwilligkeit der Waliser und Iren preist, im Gegensatz zu dem treulosen Verhalten der Schotten, welches an König Eduard appelliert, die Schänder des Gottesgutes hart zu bestrafen und bei Verrätern nicht Gnade für Recht walten zu lassen, — die Schotten trugen sich nämlich nach der Schlacht bei Dunbar mit neuen verräterischen Absichten, die dahin gingen, die Franzosen zu einem räuberischen Einfall in England anzustacheln, worauf diese indessen nicht eingingen und daher bewirkten, dass Johann Baliol sich auf Gnade oder Ungnade ergeben musste, deshalb auch der bittere Hohn über ihn in unserem Lied, — ist bei Langtoft II. 254 ff. in 9 Schweifreimstrophen (9 agn. und 1 engl.) bewahrt, während es Robert (p. 279 f.) um 2 Strophen verkürzt, im grossen Ganzen aber mit demselben Inhalt, in seine Chronik aufgenommen hat:

The Walsh and the Irish,
Tille our men Inglish
halp douhtily,
That we the Scottis had
And to prison lad,
and com tille our crie.
Now es alle ent,
And home ere thei went,
the Iris and Wals,
God gyue at the parlement,
The Scottis be alle schent,
and hanged bi the hals.
Edward now thenk,
Thei did the a blenk,
brent Hexham.**)

The croice and the rode
Brent ther it stode,
or thei thien nam.
Now has thou myght,
Gyf thi dome right,
ther dede is wele sene,
Els wille thei eft
On tho that er left
bigynne newe tene.
Men may merci haue,
Traytour not to saue,
for luf ne for awe,
Atteynt of traytorie
Suld haf no mercie
with no maner lawe.

*) L. II p. 252; R. p. 278.

**) ein dem hlg. Andreas, dem Schutzheiligen der Schotten, geweihtes Kloster in Northumberland.

Digitized by Google

Jon the Baliol,
No witte was in thi pol,
whan thou folie thouhtis,
To leue the right scole,
Thou did als a fole,
and after wrong wrouhtis.

For boule bred in his boke,
Whan he tynt that he toke
alle his kyngdome,
For he has overhipped,
His tippet is tipped,
his tabard *) is tome.

Wie König Johann Baliol Gegenstand zahlreicher Spottgedichte war, so nahm man auch Gelegenheit, sich über das anmassende Gebahren der 12 Pairs von Schottland, welche ihm als Berater zur Seite gestanden hatten, weidlich lustig zu machen. Sie hatten den Zorn Eduards um so mehr verdient, als sie kühn genug gewesen waren, ihn aller seiner Ansprüche auf den schottischen Thron von vornherein für verlustig zu erklären. Wie sie nun nach dem für sie so verhängnisvollen Ausgang der Schlacht demütig zu Kreuze kriechen und Verzeihung für ihre Übeltaten erflehen, schildert uns ein gleichzeitiges Spottlied, das bei Langtoft II, 260 ff. in 5 + 2 Strophen erscheint, von Robert p. 281/82 in 7 englischen Strophen mitgeteilt ist. Hier weisen beide Chronisten inhaltlich zum ersten Male grössere Differenzen auf, ein Zeichen dafür, dass die Lieder in verschiedenen Fassungen cursierten. Wir geben im folgenden den Text Roberts wieder:

Thise duze pers
Com to the freres,
tham for to schriue, **)
The jugement
Ageyn tham went,
to schorte ther liue.
Cambinhoy***)
Beres him coy,
that fende's whelp,

Ther with craft
He has tham raft,
it may not help.
The Trulle the drenge
On se, thei lenge
the fendes tueye.
The hold tham fer,
And dar no ner
than Orkeneye.

*) Diese Wendung erklärt sich aus „Toom tabard", dem Spitznamen des Königs, der ihm von seinen Landsleuten wegen seines kleinen Verstandes beigelegt worden war (Wright, The Political Songs, Notes p. 395). Man beachte die Vorliebe für Wortspiele und Gleichklänge, eine Erscheinung, die uns bereits in dem Spottgedicht auf den König von Deutschland p. 87 begegnete.

**) Wohl wegen Zerstörung der Klöster von Hexham und Lanercost durch die Schotten.

***) Über den Inhalt der beiden folgenden Strophen erteilen weder Wright noch Hearne Aufschluss. Auch der Langtoft'sche Text trägt zur Aufklärung dieser Stelle nichts bei. Vielleicht enthalten sie eine Anspielung auf alte Volkssagen.

Digitized by Google

Andrew oth, *) wirs
The wax him loth, **)
for their pride.
He is tham fro,
Now salle thei go
schame to betide.
Thou scabbed Scotte,
Thi neck, thi hotte,
the deuelle it breke,
It salle be hard
To here Edward
ageyn the speke.

He salle the ken
Our land to bren
and werre bigynne,
Thou getes no thing,
But thi riuelyng, (shoe)
to hang therinne.
The sete of the Scone ***)
Is driuen over Done †)
to London led;
A hard wele telle,
That bagelle and belle
be filchid and fled. —

Natürlich fehlte es auch nicht an Lobliedern, die König Eduard in fast überschwänglicher Weise verherrlichten, um dann seine Feinde in um so dunkleren Schatten zu stellen. In diesem Sinne ist das letzte, uns nur von Langtoft übermittelte Lied gedichtet. Es wird darin auf die Prophezeiungen Merlins angespielt, die sich nun erfüllt habe, denn es sei König Eduard gelungen, drei Länder (England, Schottland und Wales) unter seiner Oberhoheit zu vereinigen. Mit dem Inhalte dieses Liedes erklärte sich Robert indess nicht einverstanden, denn, meint er, solange noch ein einziger Schotte am Leben sei, könne auch von einer solchen Behauptung nicht die Rede sein. Er ist vielmehr für ihre gänzliche Vernichtung, die er auch am Schluss seiner Stellungnahme zu den Ausführungen Langtoft's vom Himmel herabfleht. Aber es sind nicht die Schotten allein, auf die sich der Spott des Liedes abladet, sondern der Zorn des Himmels und die Rache Eduards wird auch auf König Philipp von Frankreich herabgewünscht. Dieser hatte bekanntlich die

*) Andreas, bekanntlich der Schutzpatron der Schotten.

**) The wax him loth: Bezieht sich wahrscheinlich auf das Siegel des Königs Joh. Baliol, welches, nachdem er es beinahe 4 Jahre geführt, nach der Schlacht bei Dunbar von Eduard vernichtet wurde (cf. Pauli, Gesch. v. Egl. IV. 108 f.)

***) The sete of the Scone: Scone war die alte keltische Haupt- und Krönungsstadt. Dort befand sich der alte Granitstein, auf dem auch die schottischen Könige gekrönt worden waren. Die Sage berichtete von ihm, an seinen Besitz sei auch die Macht über Schottland gebunden, daher liess ihn Eduard, als er auf seinem Siegeszug auch Scone berührte, nach London in die Westminster-Abtei bringen, wo er sich heutigen Tages noch befindet. (cf. Pauli, Gesch. v. E. IV. 108 f.)

†) over Done: ein Küstenfluss in der Grafschaft Aberdeen.

Digitized by Google

Verlegenheiten Eduards schlau auszunützen verstanden, indem er nicht nur auf dem Kontinente gegen ihn agitierte, sondern auch den Schotten physische und moralische Unterstützung gewährte. Langtoft (II. 266 f), dessen Text wir folgen lassen, giebt das Lied in 7 Schweifreimstrophen wieder, während Robert (p. 282/283) zu seiner Widerlegung deren 13 nötig hat.

Ses enemys,
Deus mercys!
Sunt chastiez;
Trestuz sunt maz,
Et pris cum raz
Enlacez.
Il ad cornuz,
Et combatuz
Ben assez,
Od deus rays
A une fays,
Et utrayez.
Cely descà
Ore aylle delà
Od ses barnez.

Jon et Thomas *)
Li lerrount pas
Desaidez.
Chuthbert ly vent,
Ke od ly teent
En ses medlez.
En Deu vus dy,
Merlyn de ly
Ad prophetez.
Trays regiouns
En ses baundouns
Serrount waygnez;
Ne seyt blemye
La prophecye
Par pecchez!

Sire Deus omnipotent,
A saint Edmoun al parlement
Li counsayllez;
Et sur li faus Phelippe de Fraunce,
Par ta vertu, aver vengaunce
Li grauntez. —

Von hier ab hören beide Chronisten auf, unsere Gewährsmänner zu sein. Obgleich der weitere Verlauf der kriegerischen Ereignisse noch eine Fülle derartiger Produktionen gezeitigt haben wird, man denke nur an die Erbitterung, die sich des gesamten Volkes bemächtigte bei der Nachricht von der gänzlichen Vernichtung des englischen Entsatzheeres bei Stirling, und an die Begeisterung, mit welcher der Sieg bei Falkirk im ganzen Lande aufgenommen wurde, so hat sich doch niemand der Mühe einer Aufzeichnung jener Lieder unterzogen, auch trotz der Tatsache nicht, dass sie dem Geschichtsschreiber bisweilen ein sehr wertvolles Material lieferten. Sie pflanzten sich vielmehr durch mündliche Überlieferung unter den Soldaten und

*) Jon, Thomas und .... Chuthbert: John of Beverly, Thomas of Canterbury und Cuthbert of Durham, diese drei Heiligen werden bereits früher als besondere Schutzheilige König Eduards angeführt.

Digitized by Google

in den Gegenden fort, deren Bevölkerung durch die fortwährenden Kriegszüge mit den Soldaten häufig in Berührung kam. Aus solchen Quellen werden auch Langtoft und Robert geschöpft haben, als sie ihre Liedersammlungen anstellten, um sie später ihren Chroniken einzuverleiben. Allein so dürftig diese spärlichen Überreste einer politisch und dichterisch sehr bewegten Zeit auch sind, so genügen sie doch, um uns einen weiteren Einblick in den Charakter der satirischen Spielmannspoesie tun zu lassen. —

Auch in den Kreisen der niederen Geistlichkeit, wie der Bettelmönche und derjenigen Ordensbrüder, deren Wirkungssphäre die Ausübung der Seelsorge in den untersten Volksschichten umfasste, fand die volkstümliche Dichtung ihre Vertreter. Schon der niedere Bildungsgrad dieser Klasse von Geistlichen war nicht dazu angetan, ihren dichterischen Erzeugnissen einen höheren poetischen Schwung zu verleihen. In dieser Hinsicht standen sie vielmehr auf gleicher Stufe mit den Spielleuten, und was sie an Dichtungen hervorbrachten, ging selten über das Niveau der Spielmannslieder hinaus. Durch den steten Verkehr mit dem Volke hatten auch sie dessen Geschmack Rechnung tragen lernen und verstanden in gleichem Masse wie jene die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer zu fesseln, indem sie allerlei selbstgereimte Schwänke und heitere Erzählungen zum Besten gaben, dabei aber auch nicht unterliessen, die andächtig lauschende Menge ab und zu mit einer bitteren Moralpredigt zu traktieren. Wie bei den Spielleuten, so spielte auch in ihren Dichtungen die Satire eine grosse Rolle. Vor ihrem derben Spott war kein Stand sicher, nicht einmal die Achtung vor den Heiligen erlegte ihrer beissenden Satire Schweigen auf. Ein Gedicht*) aus dem Ende des 13. oder dem Beginne des 14. Jahrhunderts, welches einen Mönch aus dem Kloster Kildare in Irland zum Verfasser hat, ist uns der beste Beweis dafür. Es hebt folgendermassen an:

Heil Michael, mit langem Speer in der Hand,
Weit sind Deine Flügel ausgespannt,
Dein roter Rock ist eine wahre Pracht,
Als schönsten Engel hat Dich Gott gemacht.

*) Reliqu. Antiqu. II. 184 ff.

Digitized by Google

Dieser Reim ist schön gar sehr:
Er ist aber auch von sehr weit her!

Heil Christopher, mit Deinem langen Stecken,
Du trägst unsern Herrn auf dem Rücken.
Mancher Hering schwimmt um den Fuss Dir herum,
Zwei Pence gäbe man in London drum.
Wer diesen schönen Vers erfand,
Der hatte fürwahr einen feinen Verstand! *)

In ähnlicher Weise giebt sodann der Verfasser eine Reihe anderer Heiliger dem Gespött des Publikums preis, indem er sich über die einen jeden auszeichnenden Eigentümlichkeiten lustig macht. Nach den Heiligen müssen sich die Mönche und Nonnen gefallen lassen, an den Pranger gestellt zu werden. An beiden geisselt er besonders den nur auf irdische Freuden gerichteten Sinn, welcher in erstere zur Trunksucht, in letztere zur Eitelkeit und Unkeuschheit den Keim gelegt habe. Darnach geht er dazu über, den einzelnen Handwerksleuten die bittersten Wahrheiten zu sagen. Zunächst giesst der Dichter über den Stand der Kaufleute die Schale seines Spottes aus und wendet sich dann an die Schneider mit folgenden Worten:

Heil Euch, ihr Schneider, mit scharfer Scher',
Eure Arbeit ist nicht weit her:
Zwar schön sieht aus Eure Schneiderei,
Doch reisst sie schon nach 8 Tagen entzwei.
Der Dichter wachte manche Nacht,
Bis er diesen schönen Vers vollbracht! *)

Auf die Schneider folgen dann die Schuhmacher, Gerber, Töpfer, Bäcker, Brauer und Höker, über deren Berufe der Dichter seine derbsten Glossen macht. An den Bäckern z. B. hat er auszusetzen, dass sie zu kleine Brote lieferten und noch dazu von minderwertigem Getreide, um ihnen schliesslich mit dem Pranger zu drohen, an dem solche Vergehen ihre Sühne finden. Nach echter Spielmannsart wendet er sich zum Schluss an seine Zuhörer, sie auffordernd, nun dem Bier und Wein tüchtig zuzusprechen, nachdem er ihre Aufmerksamkeit für seinen Vortrag so lange in Anspruch genommen habe:

Doch nun, da Ihr schon lange sasset still,
Schwatzt und trinkt nun, soviel jeder will:
Ihr hörtet von Leuten im Land nun genug,

*) cf. Wülker, Gesch. d. e. Litt. p. 87/88.

Digitized by Google

Drum stärkt Euch mit einem kräftigen Zug.
Dieses schöne Lied ist mein;
Stets möge ich deshalb selig sein! *)

Weitere Spuren von der Tätigkeit der niederen Geistlichkeit auf dem Gebiete der satirischen Spielmannspoesie fehlen uns, wie wir überhaupt auf ein sehr bescheidenes Material angewiesen waren. Indessen zweifeln wir nicht daran, dass die während des 13. Jahrhunderts in Umlauf gesetzten Spielmannslieder quantitiv auf derselben Stufe mit den Dichtungen stehen, welche aus der Feder der Goliarden flossen, nur mit dem Unterschiede, dass diese in den meisten Fällen eine Aufzeichnung erfuhren, und somit der Nachwelt bewahrt blieben, während jene, auf eine mündliche Überlieferung angewiesen, im Laufe der Zeit der Vergessenheit anheimfielen. —

*) ibid. p. 87/88.

Digitized by Google

III. Die Satire in der anglo-normannischen Litteratur.

1. Die satirischen Dichtungen der Goliarden.

Während die Goliarden, wie wir sahen, erst verhältnismässig spät dazu übergingen, in ihren poetischen Erzeugnissen den Gebrauch der lateinischen Sprache zu Gunsten des Englischen einzuschränken, können wir die Beobachtung machen, dass sie sich des Anglo-Normannischen bedeutend früher darin bedienten. Das Normannische war sogar noch während des ganzen 14. Jahrhunderts die Sprache des Hofes und der Vornehmen, allein als Litteratursprache begann es bereits nach der politischen Trennung der Normandie von England (1204) an Bedeutung zu verlieren. Wohl schwang es sich auch dann noch zu einigen bedeutenderen poetischen Errungenschaften empor, aber im grossen und ganzen begnügte es sich doch mit der Anregung, welche ihm durch die normannische Litteratur des Festlandes zuteil ward. Nur auf dem Gebiete der politischen Dichtung, für deren Entfaltung sich der Boden in England während des 13. Jahrhunderts so überaus günstig erwies, erblühten dem Anglo-Normannischen noch einmal schöne Erfolge. Die Träger dieser Dichtung sind vor allem in den Kreisen der Goliarden zu suchen, deren segensreiche Tätigkeit in den aufgeregten politischen Zeiten immer neue Anregung erhielt. Hatten sie sich früher allein darauf beschränkt, ihren Produktionen an den Höfen der geistlichen Würdenträger ein geneigtes Ohr zu verschaffen, so sehen wir sie seit der Mitte des Jahrhunderts als Verfechter der nationalen Sache im Dienste der politischen Parteien stehen. Die Sprache der heftigen Invektiven, welche sie im Intresse jener verfassten, war von diesem Zeitpunkte ab neben der la-

Digitized by Google

teinischen, auch die anglo-normannische; denn so sehr sie anfangs auch dem Anglo-Normannischen gegenüber eine schroff ablehnende Haltung eingenommen hatten, begannen sie allmählich doch die Notwendigkeit einzusehen, im Intresse des Publikums, für welches sie schrieben, der Verwendung der dem Volke geläufigeren Sprache in ihren Dichtungen Raum zu geben. Die ersten Versuche, in denen die Goliarden anfingen, dem Anglo-Normannischen Concessionen zu machen, werden Gedichte gewesen sein, wie das eine unter den lateinischen Satiren (cf. p. 40—42) bereits besprochene. Es ist dies der Gesang auf die Schneider, in welchem sich in die lateinischen Strophen zahlreiche anglo-normannische Verse eingeschoben finden. Es seien hier deren einige wiedergegeben; z. B. als von der Metamorphose die Rede ist, welcher infolge der Unbeständigkeit der Mode ein Mantel unterworfen ist, heisst es:

Bruma tandem revertente,
Tost unt sur la chape enté
Plerique capucium;
Alioquin dequadratur,
De quadrato retundatur,
Transit in almucium. *)

Oder, als der Dichter den heiteren Vergleich zieht zwischen dem Mantel, dessen erster Pelzbesatz wegen seines schäbigen Aussehens einem neuen hat Platz machen müssen, und einem Juden, der sich von seiner ersten Frau getrennt hat, um mit einer anderen ein neues Ehebündnis eingehen zu können:

Sic mantellus fit apella;
Si git li drap, e la pel là,
Post primum divortium;
A priore seperata
Cum secundo reparata
Transit in corsortium. *)

Und schliesslich in der Strophe, wo der Dichter seine Betrachtungen über ein solch unstatthaftes Verfahren anstellt:

N'est de concille, ne de sene,
Deus dras espuser à une pene,
E si nus le juggium;
Permittunt hoc decreta? non:
Sed reclamat omnis canon
Non esse conjugium. — *)

*) Th. Whright, Pol. Songs., Camden Soc. VI. p. 51 ff.

Digitized by Google

Eine andere Art, um die lateinischen Satiren in Volkskreisen populärer zu machen, war die der wörtlichen Übertragung, Diesen Weg schlugen die Dichter naturgemäss am häufigsten ein, indem sie entweder früher entstandene Satiren noch nachträglich der Übersetzung für wert befanden, oder ihre selbst verfassten Dichtungen ausser in der lateinischen Sprache auch in der anglo-normannischen in Umlauf setzten, und wenn ein Dichter diesen Umstand ausser Acht liess, so entstand seinen Produktionen gar bald ein anglo-normannischer Übersetzer. Neben diesem zweiten Verfahren begegnen wir noch einer dichterischen Eigentümlichkeit, die ganz dem Wesen der Goliarden und ihrer Vorliebe für Absonderlichkeiten in der Reimkunst entsprach und derzufolge man in gleicher Weise der anglo-normannischen Sprache gerecht zu werden hoffte, nämlich den sogenannten gemischt-sprachigen Gedichten. Sie sind dergestalt abgefasst, dass jede Verszeile zur Hälfte aus der einen und zur Hälfte aus der andern Sprache besteht, meistenteils mit der anglo-normannischen Version beginnend und der lateinischen endigend. Andrerseits ist die ganze absonderliche Dichtungsweise aber auch ein Beweis dafür, dass man nur ungern von der alten Gewohnheit abwich, die poetischen Erzeugnisse in die lateinische Sprache einzukleiden.

In dem uns zu Gebote stehenden Material begegnet uns der erste fest datierbare satrische Goliardengesang*) in anglo-normannischer Sprache erst im Jahre 1256, wenn auch nicht daran zu zweifeln ist, dass ihrer schon vor diesem Zeitpunkte existierten. Er enthält eine bittere Klage über die Verlassenheit und Schutzlosigkeit der englischen Kirche in den Jahren, wo selbst der Papst die willkürlichen Regierungsakte König Heinrichs III. guthiess, ja, zu den harten Besteuerungen der Geistlichkeit sogar bereitwillig seine Zustimmung gab. Um seinen masslosen Ehrgeiz zu befriedigen und seinen Sohn Edmund ebenfalls im Besitz einer Königskrone zu sehen, hatte Heinrich das Anerbieten des Papstes Innocens IV. gern angenommen, welches den jungen Edmund mit dem sicilianischen Königreiche belehnte. Als Gegenleistung sah sich Heinrich gezwungen, dem Papst mit Geldmitteln an die Hand zu gehen, welche dieser benötigte, um die völlige Vernichtung der hohenstaufischen Macht

*) Th. Wright, Pol. Sgs. p. 42 ff.

Digitized by Google

in Unteritalien in Scene setzen und auf diese Weise Apulien und Sicilien in seinen endgültigen Besitz bringen zu können. Allein der Papst sah sehr bald ein, dass von Heinrich, der sich in ewigen Geldverlegenheiten befand, in dieser Beziehung sehr wenig zu erwarten war und dass er selbst das seinige dazu beitragen musste, wenn er sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht sehen wollte. Daher wusste er sich bei Heinrich die Erlaubnis auszuwirken, eine Anleihe bei der englischen Geistlichkeit für seine Zwecke aufnehmen zu dürfen, für deren Zurückzahlung natürlich nicht die geringsten Aussichten vorhanden waren. Dieser Schritt rief grosse Erbitterung im Lande hervor, die noch dadurch gesteigert wurde, dass der Nachfolger Innocenz', Alexander IV., um in den sicheren Besitz der Zahlungen zu gelangen, welche die Belehnung mit dem Königreich Sicilien sowohl Heinrich als auch seinen Sohn Edmund zur Pflicht gemacht hatte, noch rücksichtsloser in der Wahl seiner Mittel zu Werke schritt. Er sandte einen Legaten mit ausgedehnten Vollmachten nach England, der nicht nur die Eintreibung eines Zehnten auf fernere 3 Jahre verfügte, sondern auch die Geistlichkeit im besonderen zur Besteuerung hart heranzog. Als er sich im Juni des Jahres 1256 mit ungeheuren Summen wieder nach Italien zurückbegab, begleitete ihn der Fluch des ganzen Landes. *) Diese traurigen Begebenheiten mögen zur Abfassung unseres Gesanges die unmittelbare Ursache gewesen sein. Er trägt die Überschrift: „Istud canticum factum fuit anno gratiae MCCLVI supra desolatione Ecclesiae Anglicanae".

Der Dichter giebt zunächst seinen Gefühlen dahin Ausdruck, dass er die Schutzlosigkeit der Kirche und die Bedrückung ihrer Diener tief beklagt. In Erfüllung gegangen sei in diesen rechtlosen Zeiten das Lied des Jeremias, denn erniedrigt und alles Schutzes beraubt stehe die heilige Kirche da. Während früher die Geistlichkeit Gegenstand allgemeiner Verehrung gewesen sei, befände sie sich jetzt in Knechtschaft und die Rechte der Kirche würden mit Füssen getreten:

Par iceus est hunie,
Dunt dut aver aïe;
Je n'ose dire plus.

*) cf. Pauli, Gesch. Engl's. III. p. 690—702.

Digitized by Google

Bittere Wahrheiten hält er sodann dem Könige und dem Papste vor:

Li rois ne l'apostoile ne pensent altrement,
Mes comment au clers tolent lur or et lur argent.
Ço est tute la summe,
Ke le pape de Rume
Al rei trop consent,
Pur aider sa curune
La dime de clers li dune,
De ço en fet sun talent. —

Es ist merkwürdig, dass der Dichter hier dem Könige die Hauptschuld an den Erpressungen beimisst, während er dem Papste nur den Vorwurf macht, dass er dem Könige in seinen Machtbefugnissen der Geistlichkeit gegenüber zu grosse Freiheiten lasse. Allein in Wirklichkeit war Rom der Quell, von dem aus die Kümmernisse geflossen waren, die in diesem Falle zu so bitteren Klagen Anlass gaben. Die grosse Reserve, welche sich der Verfasser im Gegensatz zu den Dichtern anderer Goliardenlieder auferlegt mit den Worten: „Je n'ose dire plus" und die Vorsicht, mit welcher er die Handlungen des Papstes kritisiert, wobei es ihm nicht darauf ankommt, die geschichtlichen Tatsachen zu Ungunsten des Königs zu entstellen, lassen darauf schliessen, dass wir es mit einem Geistlichen zu tun haben, der im Sinne der fahrenden Schüler dichtete, dessen Stellung ihm aber Rücksichten, besonders Rom gegenüber, zu beobachten vorschrieb, oder dass der Dichter ein im Dienste eines Geistlichen stehender Goliard war, der im Intresse seines Brotherrn der Heftigkeit seiner Satire besondere Schranken auferlegen zu müssen glaubte. Zum Schlusse stellt der Dichter dem König die Unklugheit seiner Handlungsweise vor und ermahnt ihn mit den Worten, dass derjenige niemals einen Gewinn davontragen würde, welcher die heilige Kirche ihrer Güter beraubte. Wer ein nachahmungswertes Beispiel suche, solle sich den König von Frankreich, Ludwig IX., bekanntlich ein grosser Freund und Gönner der Geistlichkeit, zum Vorbild nehmen.

Dieser Fürst, den die Geschichte nicht umsonst mit dem Beinamen der Heilige geschmückt hat, war von Anbeginn seiner Regierung den Bestrebungen der Geistlichkeit ein sehr mächtiger Förderer gewesen. Er hatte der Kirche auf allen Gebieten die weitgehendsten Concessionen gemacht, und diese hatte die Ge-

Digitized by Google

legenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen, um ihre Macht und ihr Ansehen immer mehr zu befestigen. Besonders für die geistlichen Orden war eine so kirchenfreundliche Regiernng eine neue Ermutigung. Sie hielten die Zeit für gekommen, das Gebiet ihrer Einflusssphäre durch Gründung neuer Niederlassungen immer weiter auszudehnen, und es dauerte nicht lange, bis diese geistliche Flut von Frankreich aus ganz Europa zu überschwemmen anfing. Auch England blieb nicht unberührt davon und nicht einmal die unerquicklichen Zustände im Lande während der blutigen Verfassungskämpfe vermochten dem Vordringen der Orden irgend welche Hindernisse in den Weg zu legen. Dem englischen Volke waren die zahlreichen Ordensniederlassungen schon längst ein Dorn im Auge; fielen sie doch dem Lande in den schweren kriegerischen Zeiten doppelt zur Last und trugen ihre Mitglieder doch in keiner Weise dazu bei, der sittlichen Verrohung des Volkes durch ein glänzendes Vorbild in Bezug auf ihren Lebenswandel irgendwie zu steuern; im Gegenteil, die unter ihnen herrschende Unsittlichkeit und Verkommenheit fing bald an, sprichwörtlich zu werden. Was Wunder dann, wenn viele Stimmen des Unwillens laut wurden, als sich die Einwanderung fremder Ordensgesellschaften zu einer wahren Landplage gestaltete? Ein Echo fanden diese Klagen in den zahlreichen Goliardengesängen, deren Satire gerade bei den Mönchs- und Nonnenorden eine besonders zugespitzte Form annahm. Uns sind im Verlauf unserer Darstellung bereits eine Menge solch heftiger Invektiven begegnet, und gerade die Verschiedenheit, mit welcher dieses Thema behandelt worden ist, ist uns ein Beweis dafür, dass derartigen Satiren ein dankbares Publikum nicht fehlte. In anglo-normannischer Sprache liegt uns eine ähnliche Dichtung vor; sie ist betitelt „Le Ordre de Bel-Eyse“ *) und erinnert in gewisser Hinsicht an die Ausfälle gegen die Mönche und Nonnen in der englischen Satire „The Land of Cockayne“ (p. 70—73). In beiden Dichtungen handelt es sich um die spöttische Verherrlichung, hier zweier Abteien, dort des Ordens zur schönen Bequemlichkeit, deren Grundpfeiler in den Unsitten und der Verderbnis der zahlreichen Ordensgesellschaften jener Zeit wurzeln.

*) cf. Th. Wright, Pol. Sgs. p. 137 ff.

Digitized by Google

Dieses Motiv, in der Beschreibung eines erdichteten Ordens, die Laster der bestehenden Congregationen wiederzuspiegeln, war unter den damaligen Dichtern sehr beliebt. Nigellus Wireker *) ist wohl der erste gewesen, welcher es in seiner ebenso heftigen wie weitverbreiteten Mönchssatire, dem Speculum Stultorum **) verwandte, und es ist offenbar, dass unsere beiden Dichtungen unter dem Einfluss dieses Werkes entstanden sind. Vermutlich schwebten dem Verfasser der englischen Satire die Zustände der Abtei von Sempringham ***) und einiger anderer in unserem Gedichte karrikierten Orden ebenfalls vor Augen, als er seine Dichtung um die Erzählung von den beiden Abteien und dem wüsten Leben und Treiben ihrer Insassen bereicherte. Doch wenden wir uns zum Inhalt unserer Satire selbst. Zunächst macht uns der Dichter mit seinem Vorhaben bekannt:

Qui vodra à moi entendre,
Oyr purra e aprendre
L'estoyre de un Ordre novel,
Qe mout est delitous e bel:
Je le vus dirroi come l'ay apris
Des freres de mon pays.
L'Ordre est si foundé à droit,
Qe de tous ordres un point estroit.
N'i ad ordre en cest mound
Dont si n'i ad ascun point.
Le noun de l'Ordre vus vueil dyre,
Qe um ne me pust blamer de lire;
Qy oyr velt si se teyse,
C'est le Ordre de Bel-Eyse.

Dann erfahren wir Näheres über die Mitgliedschaft des Ordens: Nicht nur mancher edle Herr und manche schöne Dame befindet sich darin, sondern auch:

Esquiers, vadletz e serjauntz;
Mès à ribaldz e à pesauntz
Est l'Ordre del tot defendu,
Qe jà nul ne soit rescu.

Wie uns der Dichter oben mitgeteilt hat, ist man bei der Einrichtung des Ordens so zu Werke gegangen, dass man von den bestehenden je einen Punkt in die Ordensregel übernommen hat.

*) Th. Wright, Biogr. Brit. Lit. II. p. 351—357.

**) Th. Wright, Rer. Brit. Med. Aev. Scrpt. The Anglo-Latin Sat. Poets and Epigr. of the 12th cent. I. p. 3—145.

***) ibid. p. 94/95.

Digitized by Google

So z. B. von der Abtei von Sempringham die Einrichtung, dass die Mönche und Nonnen in einem Hause zusammenwohnen, allerdings nicht wie dort durch hohe Mauern und Wälle an einem gegenseitigen Verkehr verhindert sind, sondern dass sie in der ungezwungensten Weise die intimsten Beziehungen zu einander unterhalten können. *) Die Mahlzeiten werden natürlich gemeinschaftlich eingenommen und dem Abt liegt die Verpflichtung ob, für das Wohl seiner Pfleglinge bestens zu sorgen. Daher schreibt ein Befehl des Abtes vor, mindestens 3 mal täglich gut und reichlich zu speisen:

E s'il le font pur compagnye,
Le Ordre pur ce ne remeindra mie.

Es liegt ein bitterer Hohn in den Ausführungen des Dichters, wenn er den Abt mit soviel Fürsorglichkeit ausstattet. In Wirklichkeit gab die harte Behandlung der Mönche durch die Äbte, besonders in Betreff der Verpflegung, zu häufigen Klagen und Beschwerden Anlass. (cf. p. 37/38.) Nachdem für gutes Essen gesorgt ist, darf es natürlich auch an einem kühlen Trunke nicht fehlen. In dieser Angelegenheit hat man sich die Gebräuche der Abtei von Beverly **), die von Franziskanern bevölkert wurde, zum Vorbild genommen. Man lässt sich den ganzen Tag den Wein gut schmecken und nach dem Abendessen setzt man sich zu einem kleinen Gelage zusammen. Dabei hat jeder Teilnehmer eine armsdicke Kerze vor sich stehen und solange dieselbe nicht abgebrannt ist, darf er sich aus dem Kreise der fröhlichen Zecher nicht zurückziehen. Was die Ordenstracht anbelangt, so ist dafür die Kleidung der „Hospitlers" ***), der barmherzigen Brüder, deren Orden während der Kreuzzüge seine Gründung erfuhr, ausschlaggebend. Sie waren wegen ihres ritterlichen Auftretens bekannt, wie ja die Obliegenheiten ihres Berufes einen mehr weltlichen als geistlichen Anstrich besassen. Die Tracht dieses Ordens wird nun auch in unserem Orden eingeführt: Lang herabwallende Kleider, elegante Hosen und Schuhe und selbst die Reitpferde fehlen nicht. Dass bei dem flotten Leben in unserem Orden auch die Festtage nicht so

*) cf. Pol. Sgs. Notes p. 371.
**) cf. ibi p. 572.
***) cf. ibi p. 372.

Digitized by Google

genau eingehalten werden, ist kein Wunder. In der Beziehung tun sie es den Kanonikern*) gleich. Unter dieser Bezeichnung verstand man eine klösterliche Vereinigung von Klerikern, welche nach dem Vorbild des heiligen Augustin und des Eusebius von Vercelli nach dem Ausspruch des Kanons, Apostelgeschichte IV, 32, lebten. Im 10. Jahrhundert jedoch löste sich der durch das Aachener Konzil des Jahres 816 sanktionierte Orden bereits wieder auf. Diejenigen Mönche, welche aber trotzdem bei der Regel verharrten, schieden sich im 11. und 12. Jahrhundert als „Canonici regulares" von den „Canonici seculares" (siehe unten), eine neue Klasse von Mönchen bildend. Eine ihrer Regeln lautete z. B. folgendermassen: „Carnem vestram domate jejuniis et abstinentia escae quantum valetudo permittit", die sie indessen nicht so ernst genommen haben werden. Die Benediktiner scheinen dem Verfasser besonders durch ihr ausschweifendes Leben bekannt gewesen zu sein, denn er übernimmt von ihnen für seinen Orden deren Vorliebe für Spiel und Trunk:

Mes il le font pur compagnie,
E ne mie pur glotonie.

Die „Chanoygnes Seculers**) qe dames servent volonters" — Mönche, die immer mehr verweltlichend, im Gegensatz zu den „canonici regulares" nur ganz lose an die Regeln des Ordens gebunden waren, galten als grosse Verehrer der Frauen. Sie haben denn auch von den verschiedenen Satirikern (Nigellus Wireker, Rutebeuf u. a.) viel Spott und Hohn über sich ergehen lassen müssen. Dass unser Dichter diesen Vorzug auch für die Mitglieder seines Ordens in Anspruch nimmt, brauchen wir wohl nicht besonders hervorzuheben. So schreibt denn die Regel bei Strafe der Exkommunikation vor, dass die Brüder die Schwestern auf allen Wegen und alle Zeit begleiten, so dass keiner wegen Vernachlässigung seiner Pflichten Grund zu Tadel gebe und der Orden auf diese Weise nicht in Misskredit falle. Auch aus der Geschichte des Ordens der „Gris Moignes",***) unter welchem Namen man im Mittelalter gemeinhin die Cistercienser zu verstehen pflegte, hat der Dichter trotz der harten Vorschriften

*) ibid.

**) ibid.

***) ibid. p. 373; cf. auch Th. Wright, The Latin Poems p. 54 ff „Discipulus Goliae Episcopi de Grisis Monachis".

Digitized by Google

ihrer Ordensregel einen für seinen „Bel-Eyse“ passenden Gebrauch ausfindig gemacht, doch verlässt in diesem Punkte seine Satire die Grenzen des Anstandes. Das Gleiche gilt von der dem „Ordre de Cilence“ *) entlehnten Sitte, bezw. Unsitte. Dieser Orden, der mit dem der Karthäuser, einer Abzweigung der Benediktiner, identisch zu sein scheint, stand in dem Rufe besonders strenger Askese. Seine Mitglieder lebten in strenger Abgeschiedenheit von einander; auch erlegte ihnen die Regel strenges Stillschweigen auf. In welcher Weise der Dichter den ersten Punkt zu gunsten seines Ordens auslegt, ist bei den engen Beziehungen zu den Ordensschwestern nicht schwer zu erraten. Dann macht er sich über die Minoriten lustig. Dieser, bekanntlich nach dem Vorbilde der Bettelmönche gegründete Orden, hatte auf allen irdischen Besitz Verzicht geleistet, nahm es indessen mit dem Gelübde der Armut nicht so genau; besonders, wenn sich seine Mitglieder auf Reisen befanden, erregten sie dadurch den Zorn des Volkes, dass sie das Quartier in dem Hause eines reichen Mannes der Hütte eines Armen vorzogen. In der Verfolgung so eigennütziger Interessen stehen natürlich die Brüder unseres Ordens den Minorten in keiner Weise nach. Schliesslich bleiben die Dominikaner übrig, die in unserem Gedichte „Prechours“ **) genannt werden. Ihr Orden, ursprünglich wie der der Minoriten auf das Gelübde der Armut gegründet, schlug später in das Gegenteil um und wurde einer der reichsten, aber auch der herrschsüchtigsten. Die Tätigkeit der Ordensbrüder bestand darin, predigend im Lande umherzureisen, wobei sie es sich, natürlich gegen die Ordensregel, nach Kräften bequem machten. Der Dichter kann natürlich nicht umhin, den Mitgliedern des „Bel-Eyse“ bei Ausübung ihrer seelsorgerischen Tätigkeit noch grössere Vergünstigungen zu teil werden zu lassen als die Dominikaner nach Gutdünken genossen, und ihren Predigten infolge der Kunst ihres Vortrages schier unglaubliche Wirkungen beizumessen. Nachdem er uns so über seinen neuen Orden informiert und mit den Strafen bekannt gemacht hat, die denjenigen treffen, der gegen die Regel verstösst, schiesst er

*) ibid. notes p. 373.

**) do.

Digitized by Google

zum Schluss auf die Augustiner noch einen giftigen Pfeil ab in folgenden Worten:

E ceux qe serront trovez
Qe l'Ordre averount bien usez,
Si deyvent pur lur humilité
Estre mis en digneté,
E serrount abbés ou priours
A tenyr l'Ordre en honneurs.
Issi fount les Augustyns,
Qe tant sevent de deveyns;
Par tot enquergent pleynement
Qy tienent l'Ordre lealment,
E ceux qe l'Ordre tendrount
Par tot loé serrount. —

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass unser Gesang der Feder eines Goliarden entflossen ist, denn die Verhältnisse, welche darin gegeisselt werden, setzen eine genaue Kenntnis der verschiedenen Ordenseinrichtungen voraus, wie sie nur einem Verfasser eigen gewesen sein können, der in geistlichen Angelegenheiten kein Uneingeweihter war. Andrerseits spricht auch die besondere Vorliebe der Goliarden für Karrikierung geistlicher Orden ein gewichtiges Wort zu gunsten der goliardischen Verfasserschaft mit. Gegen diese beiden Argumente ist der auf einen Trouvère deutende Anfang der Satire nur ein schwacher Gegenbeweis, der noch dadurch gemindert wird, dass sich gegen Ende des Jahrhunderts eine genaue Grenze zwischen den uns überlieferten anglo-norm. Satiren hinsichtlich ihrer Herkunft aus den Kreisen der Goliarden und der Trouvères überhaupt nicht mehr ziehen lässt, da sich jene nicht selten in die Reihen dieser mischten. —

Um dieselbe Zeit, als unsere Satire in Umlauf gesetzt ward, scheint ein Gesang*) sehr populär gewesen zu sein, dessen Verfasser ernste Betrachtungen anstellt über die Folgen der Misswirtschaft während der letzten Regierungsjahre Heinrichs III., die so schwerwiegend waren, dass sie sich auch noch unter Eduard I. schmerzlich fühlbar machten. Die Schlacht bei Evesham (1265) hatte bekanntlich den Bestrebungen der reformfreundlichen Barone ein Ziel gesetzt und der Sache der Regierungspartei zum Siege verholfen. Dadurch war Heinrich III. wiederum

*) Th. Wright, Pol. Sgs. p. 133 ff.

Digitized by Google

unumschränkter Herrscher des Landes geworden, dessen Gesetze er in so unwürdiger Weise missbraucht hatte. Allein ungeachtet der Versprechungen und Schwüre, die er nach dem Siege nur rein formell auf die Verfassung des Landes geleistet hatte, begann er von neuem ein Regiment, das weit davon entfernt war, dem Heile des Landes zu dienen, sondern es hub eine Günstlingswirtschaft an, deren schädliche Einflüsse den König seinem Volke immer mehr entfremdeten und deren egoistischen Interessen der Wohlstand des Landes vollends hingeopfert wurde. Diese Zustände dauerten auch nach den Kriegsjahren unverändert fort; was Wunder dann, wenn unter dem Drucke immer neuer Gewalttätigkeiten jeder Funke menschlichen Empfindens aus dem Herzen des Volkes getilgt ward? Lebte man doch in einer Zeit, wo Gewalt für Recht ging! Auch der Regierung Eduards I. drückten sie ein schändliches Brandmal auf. Allein wenn man den Bemühungen dieses Fürsten um die Wohlfahrt des Landes auch Gerechtigkeit widerfahren lässt, so überstieg die Aufgabe doch seine Kräfte, die Fehler seines Vorgängers wieder gut zu machen. Das Volk hatte gerade auf ihn seine Hoffnungen gesetzt und an seinen Regierungsantritt Erwartungen geknüpft, in deren Erfüllung es sich bitter getäuscht sah! Umso gedrückter wird damals die allgemeine Stimmung gewesen sein und wir brauchen nur einen Blick auf unser Gedicht zu werfen, um uns von der Richtigkeit dieser Annahme zu überzeugen. Die zwei Fassungen, in denen es uns überliefert ist, bestätigen seine Popularität und zwar ist die anglo-norm. nicht ohne Geschick der lateinischen Vorlage nachgebildet. Das Manuskript übermittelt uns die einzelnen Strophen, indem es je einer lateinischen die entsprechende anglo-norm. folgen lässt. Auch scheinen verschiedene Anzeichen darauf zu deuten, dass der Gesang eine Melodie besass, wenigstens ist hinter den lateinischen Versen der ersten Strophe ein Raum freigelassen worden, wahrscheinlich für die Aufzeichnung der Noten. Der Dichter beginnt seinen Gesang damit, dass er eine bittere Klage über den Verfall der Sitten anstimmt:

Vulneratur karitas, amor aegrotatur:
Regnat et perfidia, livor generatur.
Fraus primatum optinet, pax subpediatur;
Fides vincta carcere nimis desolatur.

Digitized by Google

Amur gist en maladie: charité est nafré;
Ore regne tricherie; hayne est engendré.
Boidie ad seignurie. pez est mise suz pé;
Fei n'ad ki lui guie, en prisun est lié.

Obwohl er weiss, dass in einer solchen Zeit der Entartung, wo Gesetz und Recht leere Begriffe sind, ein Mahnruf an die Sünder im Winde verhallt, kann er es doch nicht über sich gewinnen, seiner Leier Schweigen aufzuerlegen. Er muss seiner Entrüstung Luft machen über die Verbrechen, die an der Tagesordnung sind. Er hält es für seine Pflicht, wenigstens denjenigen, welche noch ein Fünkchen Gefühl für Billigkeit und Recht in der Brust glühen haben, die ganze Scheusslichkeit und das ganze Elend solcher Zustände vor Augen zu führen. „Die Söhne der Ungerechtigkeit", klagt er, „schmettern diejenigen zu Boden, welche Widerstand leisten; der Friede der Kirche ist gestört und die Stolzen herrschen. Die gottlosen Prälaten unterstützen diesen Zustand durch ihre Lässigkeit, denn sie weigern sich, den Tod zu erdulden um der Gerechtigkeit willen". In diesen Worten liegen bittere Angriffe, nicht nur auf das weltliche, sondern auch auf das geistliche Regiment. Unter den Söhnen der Ungerechtigkeit scheint er die fremden Günstlinge zu verstehen, von denen auch Eduard I. sich nicht frei machen konnte, und die Vorwürfe, mit denen er die Prälaten überhäuft, sind ebenso gerecht, wie sie indessen im Vergleich zu den bestehenden Verhältnissen sehr mild gestimmt sind. Die höhere Geistlichkeit verstand in demselben Masse wie die weltlichen Machthaber aus den Fehlschritten der Regierung ihren Vorteil zu ziehen und die Gleichgültigkeit, welcher sie hier in Bezug auf ihre Stellungnahme zu den Missgriffen der Krone auch auf kirchlichem Gebiete geziehen wird, ist ein geringer Vorwurf gegenüber der Erpressungspolitik, wie jene sie nach Roms löblichem Vorbilde verfolgten. Wenn die herrschsüchtigen Kirchenfürsten zu dem grausamen Spiele der Regierung daher gute Miene machten, so beruhte dieses frevle Hand in Hand-Arbeiten nur auf Gegenseitigkeit, denn jede der beiden Parteien hütete sich wohl, das gemeinsame Spiel durch einen Einspruch in die Anmassungen der andern zu verderben. Angesicht solcher Zustände ist es nicht Übertreibung, wenn der Dichter ausruft, ganz England sei feucht von den Tränen der Klagenden; kein Freund sei vor dem andern mehr sicher; alle

Digitized by Google

sehnten sich nach Ruhe und Trost; die kleinen Waisen beklagten den Verlust ihres Vaters, und ihrer Mutter beraubt, seien sie dem Hungertode preisgegeben. Ja, er geht in der Schilderung drastischer Scenen noch weiter:

Li enfanz felons s'en vunt la povere gent preer;
Li riches à tort enrichiz sunt de autri aver;
A peine i ad haute home ki ceste male penser;
De hayne sunt haitez li felons esquier.

De tote parz venent li bers ravisanz
Ore perissent de pes e de la ley li sustenanz;
Enseignement refusent ces cruels tormentanz,
Espleyt ne poent fere cil qi vunt prechanz.

Zum Schluss appelliert der Dichter an den Gott der Rache; er möge diejenigen nicht ungestraft ausgehen lassen, welche an dem Unglücke des Landes schuld seien. —

Die ungünstigen Auspicien, unter denen Eduard seine Regierung antrat, waren von einer bösen Vorbedeutung für alle späteren Unternehmungen des jungen Königs. Er hatte gleich zu Anfang mit den ungeheuersten Schwierigkeiten zu kämpfen und immer neuen sah er sich bei einer jeden seiner Handlungen, die er zum Heil des Landes zu vollbringen gedachte, gegenübergestellt. Die Unzufriedenheit im Volke nahm die bedenklichsten Formen an. Selbst die notwendigsten Steuereinziehungen begann man jetzt als eine Härte zu empfinden; blutete das Land doch noch aus den Wunden, die ihm unter dem schwachen Regiment Heinrichs III. geschlagen worden waren! Nicht einmal die kriegerischen Erfolge über den Erbfeind des Landes, die Schotten, liessen jene lauten Klagen verstummen, denn die Kriegsvorbereitungen erforderten erneute Opfer an Geld und sonstigen Contributionen. Gerade jene Zeit ist besonders fruchtbar an Liedern aller Art, in denen sich die niedergedrückte Stimmung aller Stände wiederspiegelt. Die grössten Dimensionen nahm indessen die allgemeine Unzufriedenheit und der öffentliche Protest an, als Eduard sich anschickte, nachdem er Schottland zum zweiten Male gedemütigt hatte, Vorbereitungen für seine Expedition nach Flandern zu treffen, deren Spitze gegen Frankreich gerichtet war. Zu diesem Zwecke berief er das Parlament ein und stellte es vor die Notwendigkeit neuer Steuerbewilligungen. Nur schweren Herzens verstanden sich der Adel und die Bürgerschaft dazu; die Geist-

Digitized by Google

lichkeit allein wich erst der Gewalt. Er hatte gedroht, dem gesamten Clerus den Schutz der königlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen und alles weltlichen Lehens für verlustig zu erklären. In gleich harter Weise verfuhr er gegen die Landbevölkerung. Fast in allen Grafschaften wurde das Getreide confisciert und in den Städten liess er mit gleicher Rücksichtslosigkeit die Güter und Waren der Kaufleute mit Beschlag belegen. Besonders auf die Wolle, welche in grossen Quantitäten aus England verschifft wurde, schienen es die königlichen Exekutiv-Beamten abgesehen zu haben. Sie wurde gegen Zusage einer Entschädigung, die nie geleistet werden konnte, ohne weiteres weggenommen. So erfolgte z. B. in London zur Bestreitung der Subsidien für Englands Verbündete, Deutschland und Brabant, am 30. Juli 1297 die Beschlagnahme von 8000 Sack. *) Gegen diese verfassungswidrigen Übergriffe des Königs, im besonderen gegen die Massnahmen, welche die Kaufmannschaft so hart trafen und auch die Landleute in Mitleidenschaft zogen, ergreift nun ein Goliard in einer heftigen Invektive**) Stellung. Das Gedicht nimmt nicht nur wegen seiner Zweisprachigkeit das allgemeine Intresse für sich in Anspruch, sondern es liefert uns auch in Bezug auf seinen Inhalt einige sehr interessante Tachsachen. Trotz der strengen Massregeln des Königs, die weder den Adel noch den Clerus verschonten, geschweige denn dem dritten Stande gegenüber irgend welche Rücksichten gekannt hätten, richtete sich die allgemeine Erbitterung nämlich weniger gegen die Person des Königs selbst, als vielmehr gegen seine falschen Ratgeber einerseits, die dem Volke schon deswegen ein Dorn im Auge waren, weil sie zum grössten Teile aus Ausländern bestanden, als gegen die masslose Habgier der königlichen Executiv-Beamten andrerseits. Für den König, der sich dank seiner persönlichen Vorzüge die Sympathien des Volkes eigentlich niemals ganz verscherzt hatte, fand man stets Entschuldigungen, indem man seine Fehlgriffe auf Rechnung seines jugendlichen Alters und seines temperamentvollen Wesens schrieb. Auch in unserem Gedichte finden wir, dass die wohlgezielten Angriffe weniger gegen den König ihre Spitze kehren, als vielmehr gegen diejenigen, deren

*) cf. Pauli, Gesch. v. Engl. IV. p. 115, Anm. 3.
**) cf. Th. Wright, Pol. Sgs. p. 182 ff.

Digitized by Google

verderbliche Einflüsse seine Handlungen bestimmten. In der folgenden Strophe z. B. ist die öffentliche Meinung ganz rückhaltlos ausgesprochen:

Homme ne doit a roy retter talem parvitatem,
Mès al maneis consilier per ferocitatem.
Le roy est jeovene bachilier, nec habet aetatem,
Nule malice compasser, sed omnem probitatem
Consilium tale dampnum confert generale.

Wie wenig überhaupt die flandrische Expedition dem Willen des Volkes entsprach, beweist der Umstand, dass ein grosser Teil der Barone von vornherein ihre Teilnahme an derselben ablehnte. Auch war bereits ihre Weigerung, die durch die Franzosen bedrohten continentalen Besitzungen Eduards zu schützen, eine gegen die eigenmächtigen Gewaltmassregeln des Königs angewandte Repressalie. Allein so laut auch die warnenden Stimmen von allen Seiten erklangen, noch vor der Abreise erreichte ihn eine von den Grafen und Baronen, von den Prälaten und Gemeinen gemeinsam ausgestellte Petition, worin sie ihn aufforderten, von seinem Vorhaben abzustehen, und gleichzeitig ihre Beschwerden zusammenfassten, so schien doch der verblendete König dafür taube Ohren zu haben. Ungeachtet der drohenden Anzeichen im Lande schiffte er sich nach Flandern ein. *)

Der Verfasser unserer Satire, die kurz nach diesem Ereignis entstanden sein mag, fügt sich, wenn auch noch eine tiefe Verstimmung aus seinen Worten herausklingt, mit grosser Ergebenheit in das Geschehene; schliesslich gewinnt aber doch sein glühender Patriotismus und die Verehrung für den tapferen König gegenüber seiner tiefen Erbitterung die Oberhand, denn er bittet Gott um einen glücklichen Ausgang dieses verhängnisvollen Kriegszuges und nimmt seinen Fluch nur für diejenigen in Anspruch, die den König verleiteten, die See zu überschreiten. Wenn er z. B. auf eine der verfassungswidrigen Handlungen des Königs zu sprechen kommt, so kritisiert er sie mit einer gewissen Reserve und führt sie in der Regel auf die schädlichen Einflüsse der verräterischen Ratgeber zurück:

Roy ne doit à feore de gere extra regnum ire,
For si la commune de sa terre velint consentire:
Par tresoun voit homme sovent quam plures perire;

*) Pauli, Gesch. v. Engl. IV. p. 110—119.

Digitized by Google

A quy en fier seurement nemo potest scire.
Non eat ex regno rex sine consilio!

Auch die Schuld an der gewissenlosen Ausbeutung des Volkes könne unmöglich dem Könige allein beigemessen werden, denn die Hälfte aller eingetriebenen Steuern fliesse in die Taschen der gewinnsüchtigen Vollstreckungsbeamten. Die Entrichtung des 15. Pfennigs bestehe nun seit Jahr und Tag und habe bereits viel Elend über die Leute gebracht. Wenn wenigstens sämtliche Beträge ungekürzt in die Schatzkammer des Königs fliessen würden, dann sähe er sich nicht genötigt, immer mehr zu fordern. Die grösste Erbitterung habe entschieden die unrechtmässige Einziehung von Wolle, deren hohe Besteuerung bereits als eine aussergewöhnlich harte Massnahme empfunden wurde, im Volke hervorgerufen: Geradezu empörend sei es, zu beobachten, wie die ungetreuen Beamten ihre Gewalt missbrauchten:

Uncore est plus outre peis, ut testantur gentes,
En le sac deus pers ou treis per vim retinentes.
A quy remeindra cele leyne? quidam respondentes,
Que jà n'avera roy ne reygne, sed tantum colligentes.
Pondus lanarum tam falsum constat amarum. *)

Wenn der König unter dem Drucke der Verhältnisse so hohe Anforderungen an sein Volk zu stellen gezwungen sei, so möge er sich zunächst an die Reichen halten; leider aber sei das Gegenteil der Fall. Diejenigen, welche die Zwangsmassregeln des Königs guthiessen und immer neue Steuern bewilligten, blieben in der Regel mit der Eintreibung derselben verschont, und auf den Armen laste der ungeheure Druck. Der Dichter vertröstet die Bedrängten auf die Vergeltung nach dem Tode und appelliert an die Barmherzigkeit Gottes, diesem trostlosen Zustande bald ein Ende zu machen. Er spricht sogar die Befürchtung aus, dass das Volk, wenn ihm jetzt ein Führer erstände, sich einmütig gegen die Bedrücker erheben würde, denn:

Saepe facit stultas gentes vacuata facultas.

Auch klagt er, dass das Geld unter der Misswirtschaft so rar geworden sei. Der Markt sei entblösst von Käufern, obgleich

*) Die Wolle wurde, wie bereits erwähnt, zu dem Zwecke ausgewogen, weil der König das leere Versprechen getan hatte, die Eigentümer sobald als möglich zu entschädigen.

Digitized by Google

daselbst allerhand Waren zum Verkauf ständen. Um diesem Übel abzuhelfen, macht er dem König folgenden Vorschlag:

Si le roy freyt moun consail, tunc vellem laudare,
D'argent prendre le vessel, monetamque parare;
Mieu valdreit de fust *) manger, pro victu nummos dare,
Qe d'argent le cors servyr et lignum pacare.
Est vitii signum pro victu solvere lignum.

Indem er zum Schluss nochmals auf die Aussichtslosigkeit der königlichen Expedition im Hinblick auf die von dem ausgesogenen Lande zu erhoffenden Unterstützungen hinweist, und denjenigen mit der Hölle droht, welche mit dem Schweise der Armen auch diese Opfer noch zu zahlen meinen, wendet er sich mit der Bitte an Gott, diese Gewissenlosen nicht ungestraft ausgehen zu lassen und den von allen heissersehnten Frieden wiederherzustellen. —

Die Erscheinung gemischt-sprachiger satirischer Dichtungen tritt im 14. Jahrhundert in noch ausgeprägteren Formen auf den Plan. Während wir im 13. Jahrhundert neben dem Lateinischen nur das Anglo-Normannische berücksichtigt finden, sehen wir im folgenden auch das Englische in den Dienst dieser eigentümlichen Dichtungsart gestellt, und es geschieht nicht selten, dass sogar alle drei landläufigen Sprachen in einer Dichtung vereinigt sind.**) Gegen Ende des Jahrhunderts verschwindet jedoch der Gebrauch des Anglo-Normannischen immer mehr, bis sich schliesslich nur das Lateinische und Englische, aber auch nur auf kurze Zeit, in das Gebiet dieser Dichtungsweise teilen.

Am Schlusse dieses Kapitels haben wir uns mit einem Dichter zu befassen, der, obwohl er seinen Charakter als Trouvère nicht verleugnen kann, doch auch mit der Goliardendichtung grosse Verwandtschaft zeigt. Das ist der Dichter Chardry.***) Er nimmt gleichsam eine vermittelnde Stellung ein zwischen den Trouvères einerseits und der Goliardenschaft andrerseits. Solche

*) Im Volkslatein war „fustum" die allgemeine Bezeichnung für einen aus Holz verfertigten Gegenstand (ibid. Notes. p. 397).

**) cf. ibid. p. 251 ff.

***) John Koch, Bd. I. der afrz. Bibl., Heilbronn 1879.
Reinbrecht, Die Leg. v. den 7 Schl. und der agn. Dichter Chardry, Diss. Göttingen 1880.
De la Rue, Essays Historiques sur les Bardes, les Jongleurs et les Trouvères Norm. et Anglo-Norm. Caen 1844. III. p. 127 ff.

Digitized by Google

Erscheinungen waren in der Litteratur der letzten Jahrzehnte des 12. und der 1. des 13. Jahrhunderts durchaus keine Seltenheit. Dadurch dass die Trouvères sehr frühzeitig zu der Goliardendichtung in Beziehung traten, die vor allem an den Universitäten gepflegt wurde, konnte auch eine Beeinflussung ihrer Dichtkunst durch jene nicht ausbleiben, zumal die Goliardendichtung damals eine dominierende Stellung einnahm, während die Dichtung der anglo-norm. Trouvères zu Beginn des 13. Jahrhunderts bereits deutliche Spuren des Verfalls aufwies. Unter diesen Umständen braucht es uns nicht Wunder zu nehmen, wenn diese allmählich gänzlich unter den Einfluss jener geriet. Bei Chardry tritt jedoch das Element des Trouvères noch stark in den Vordergrund. Über seine Lebensumstände hat sich bisher nichts Positives ermitteln lassen, nur soviel steht fest, dass er zu Beginn des 13. Jahrhunderts in England lebte und daselbst seine drei Dichtungen: „La vie de Seint Josaphaz", „La vie des Set Dormanz" und „Le Petit Plet" abfasste. Was seinen Namen betrifft, so erfahren wir ihn aus seinen beiden ersten Dichtungen, wo er ihn nach Sitte der Trouvères in den Schlussversen angiebt.*) Diese Gepflogenheit war indessen in den Kreisen der Goliarden nicht heimisch und auch diese Tatsache dürfte für den Charakter unseres Dichters bezeichnend sein. Von seinen Werken ist es das letzte, welches unser Intresse besonders in Anspruch nimmt und die Züge der Goliardendichtung am ausgeprägtesten trägt. Es gehört, wie bereits der Name andeutet, unter die Gattung der Streitgedichte, die besonders in den Kreisen der Goliarden gepflegt und zur höchsten Vollendung gebracht worden waren, aber auch in dem Repertoire der Trouvères eine Rolle spielten. Die Blütezeit dieser Dichtungsform war das letzte Drittel des 12. Jahrhunderts und der Boden, auf dem sie sich entfaltete, Frankreich. Von hier aus ward sie dann von den Litteraturen aller Herren Länder adoptiert (cf in England: Streit zwischen Eule und Nachtigall, zw. Seele u. Leichnam usw.) Eine Anzahl dieser zum Teil höchst eleganten kleinen Dichtungen hat Th. Wright in „The Latin Poems commonly attributed to Walter Mapes", Camden Soc. Bd. XVI. pp. 87/95 u. 237/258 veröffentlicht und daselbst

*) Joh. Koch, Chardry's Vie de S. J. v. 2953; Vie des S. D. v. 1892.

Digitized by Google

auch einige der Übersetzungen, die sie in alle Sprachen des gebildeten Abendlandes erfuhren, mitgeteilt (pp. 299/346 u. 363/371). Das Bestreben Kritik zu üben tritt in allen diesen Produktionen stark hervor, wie ja auch die Form der Rede und Gegenrede dem Zwecke ein geeignetes Mittel war. Was nun Chardry's „Petit Plet" anbelangt, so tritt uns darin ein lebenslustiger Jüngling entgegen, welcher sich redlich bemüht, einen schwergeprüften Greis, der das Leben nur von der schlechtesten Seite kennen gelernt zu haben meint, und nun in steter Sorge und Angst seinem letzten Stündlein entgegensieht, zu einer neuen, fröhlicheren Lebensanschauung zu überzeugen. Die Reden des Jünglings sind in einem heiteren, behaglichen, gutmütigen Tone gestimmt; je nach dem Gesprächsstoff sind sie entweder satirisch gefärbt, oder gelangen in erbaulicher Weise zum Ausdruck. Die Furcht vor dem nahen Tode ist des Greisen erste Sorge; allein der Jüngling weiss ihm in allen Fällen so überzeugend und in so aufrichtiger Weise zu Herzen zu reden, dass er ihm schliesslich Recht geben muss. Bald äussert er bange Bedenken über die Arten des Todes, denen er dereinst zum Opfer fallen könne, sei es nun dem Stahl eines Mörders, oder den Greueln des Krieges, oder einer tückischen Krankheit, die ihn in einem fremden Lande ereile, bald ist er besorgt, dass er in der Fremde freundlos oder gar schon in der Jugend stürbe, oder dass sich nach dem Tode seiner niemand annehmen würde, um ihn zu Grabe zu tragen, — auf alle diese Fragen erteilt ihm der Jüngling in der ihm eigentümlichen Art eine entsprechende Antwort. Von den Gefahren des Todes kommen sie auf die Mühen des Lebens zu sprechen. Bei diesem Thema bestürmt ihn der Greis mit neuen Fragen. Er setzt zunächst den Fall, dass ein Mensch sein Lebtag von schwerer Krankheit heimgesucht würde. Der Jüngling entgegnet, dass dies eine Prüfung Gottes sei. Wer sich aber ein reines und ergebenes Herz bewahre, dessen seelische Kräfte vermöchten auch gegen Krankheit Stand zu halten. Dann habe ihn stets der Umstand schmerzlich berührt, dass ihm die Leute häufig mit Argwohn begegnet seien. Darum solle er sich nicht sorgen; denn nur Toren seien Verläumder und üble Nachrede führen sei ihre einzige Kunst. Er möge sie gewähren lassen und sich den weisen Menschen anschliessen. Hierauf

Digitized by Google

beklagt er sich über seine Armut, die ihn in grosse Not versetzt habe. Allein der Jüngling weiss durch eine erbauliche Schilderung über die Nichtigkeit der Reichtümer auch diese trüben Gedanken zu zerstreuen. Der Dichter verbindet damit einen satirischen Ausfall auf die Schäden der Zeit. Er wendet sich gegen die Habgier der Landvögte, Landgrafen und der Räuber, die ja in den unsicheren Zeiten unter König Johann der Schrecken des ganzen Landes waren. Diese hätten es besonders auf die Reichen abgesehen, die ihres Lebens nicht mehr froh werden könnten:

Car, seit a tort u seit a dreit,
Baillifs, viscuntes e wandelarz
Le pincerunt de tutes parz
E enchesun li purquerrunt
De li tolir ceo k'il purrunt. *)

Hierauf gelingt es dem Jüngling, den Alten ebenso über den Verlust seiner Kinder zu trösten, wie über den seiner Reichtümer. Allein noch grösserer Kummer nagt an seiner Seele. Der unerbittliche Tod hat ihm auch die geliebte Gattin entrissen. Bei diesem Punkte wendet der Jüngling die ganze Kraft seiner Überzeugungskunst auf, um die Anschauungen des Greises auch über diesen Verlust milder zu stimmen. An dieser Stelle nun tritt es offen zu Tage, dass der Dichter zu den Goliarden in die Schule gegangen ist. Es bestehen in der Tat sehr enge Beziehungen zwischen einem bekannten, höchst derben Goliardenlied auf das weibliche Geschlecht bei Wright, The Lat. Poems etc. p. 77 ff, das auch von uns p. 34—36 behandelt worden ist, und den Ausführungen Chardry's, auf die bereits Koch, ibi. Einl. p. XIX. aufmerksam gemacht hat. Bekanntlich war ja die Schwächen des Weibes zu verspotten, eins der Lieblingsthemata der fahrenden Schüler, und sie liessen sich keine Gelegenheit entgehen, um diesen einen derben Streich zu spielen. Auch bei Chardry finden wir dies bestätigt. Sobald nur von der Frau die Rede ist, lässt er den Jüngling mit bitteren Ausfällen auf dieselbe die Debatte eröffnen. Zunächst spottet er über die Wandelbarkeit des weiblichen Charakters in folgenden Versen:

*) Wir citieren hier und im folgenden nach der Ausgabe von John Koch: Chardry's Josaphaz, Set Dormanz u. Petit Plet, Heilbronn 1879 p. 148. v. 979—982.

Digitized by Google

Ele vus fet de feble fort,
Ele vus fet de dreit le tort,
Ele vus fet de freit le chaut,
Ele vus fet de bas le haut,
Ele vus fet de blanc le neir,
De la folie vus fra le saveir.
Quanke vulez, fra le cuntraire
Femme, quant serra demaleire.
Quant vus acole vostre amie,
Dunc vus gardez de felunie.
N'ad femme ki seit desuz la nue,
Ki jofne seit u seit chanue,
S'ele vus vout gueres grever,
Ke ne vus face mal achever.
Tant sevent eles wanelaces,
Ki ben lur fet, poi en ad graces.
S'ele vus vout u mal u ben,
Semblant ne fra de nule ren. *)

Indessen zum Schluss fügt er beschwichtigend hinzu, dass es auch Ausnahmen gäbe. Leider aber halte er vergebens nach solchen Umschau, die Herzensgüte, Freimütigkeit, Natürlichkeit, schönes Benehmen und grosse Ergebenheit in sich vereinigten; jedoch darüber bestünde wohl kein Zweifel, dass in England ihrer viel eher anzutreffen seien als in Frankreich; aber gänzlich verwaist von tugendsamen Frauen sei es auch nicht, denn der Mond leuchte überall und nicht England allein dürfe sich dieses schönen Besitzes freuen, sondern allenthalben seien gute Frauen zu finden, wenn er auch nicht leugnen könne, dass gerade England in Bezug darauf der Vorrang gebühre. Einen heftigen Ausfall auf das alte englische Nationallaster, die Trunksucht, das auch von Guillaume de Normandie (s. p. 129) scharf gerügt wird, weiss der Dichter aber dennoch hiermit in Verbindung zu bringen. Er sagt v. 1261—72:

Mes de celes en est flurie
Engleterre cum bele praerie.
Tuz les reames k'ore sunt
Passe Engleterre, e savez dunt?.
De tuz deduz e de franchise;
Se femmes i sunt de bel aprise,
Ne devez pas esmerviller,
Se sunt asez li chevaler,

*) vers 1219/36.

Digitized by Google

E tuz li autre ki sunt apres
Sunt pruz, gentiz et francs ades,
Fors sul itant ke beverie
Empire mut lur bele vie.

Der Greis verwahrt sich nun entschieden dagegen, dass seine Gemahlin in diese Debatte gezogen würde, denn sie sei eine der besten Frauen gewesen. Der Jüngling antwortet, wenn sie das gewesen sei, dann habe sie Gott eben zu sich gerufen, bevor sie ihr Herz verändert habe, denn:

Femme resemble flur d'eglenter,
E si se tent cum vent en mer,
Ore est el west, ore est en l'est —
Quant plus jangleie, tantost se test
N'ad desuz la chape del cel
Ren ki se moet u seit mortel,
Ke tant se change e pres e loin,
Cum quoer de femme, quant ad busoin.
Se femme sent u ben u mal,
Ore est la sus, ore est la val,
Ore est dedenz, ore est dehorz,
U n'ert li quoer, si ert li cors. *)

Wir wollen hier nicht zu erwähnen unterlassen, dass eine weit spätere Satire (s. p. 141 ff), die im folgenden noch zu behandeln sein wird, fast wörtliche Anklänge an die citierten Stellen in sich birgt, und es ist wohl nicht zu leugnen, dass der Verfasser derselben Chardry's Werk gekannt und benutzt hat, wenn wir seinen Dichtungen auch einige originelle Züge nicht absprechen dürfen.

Allein die Traurigkeit des Greises weicht nicht, so sehr sich der Jüngling auch bemüht, die treue Liebe, welche jener seiner Frau auch über den Tod hinaus noch bewahrt, durch den Hinweis auf die Unbeständigkeit des weiblichen Charakters aus dem Herzen zu tilgen, auf dass er heiteren Gedanken darin Raum gebe, denn der Alte hält an dem felsenfesten Glauben fest, dass sein Weib niemals einer Schlechtigkeit fähig gewesen sei. Schliesslich fragt der Jüngling, ob denn sein Weib ihn mit gleicher Hingebung geliebt habe und ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, fährt er fort, an diese Fragen weitere Betrachtungen zu knüpfen. Hier nun giesst er nach echter Goliardenweise die

*) vers 1299/1310.

Digitized by Google

Schale seines Spottes besonders auf die Ehefrauen aus, indem er ihre Falschheit, ihre List, ihre Unbeständigkeit, ihre Putzsucht und ihre Unzufriedenheit mit grellen Farben beleuchtet und gleichsam allen Männern die Augen darüber öffnet, welche Enttäuschungen ihrer in der Ehe warten, denn:

Vent u fumee u niule en mer
Est quoer de femme, quant vout amer. *)

Dieses Thema ist bereits auch in der erwähnten lateinischen Satire behandelt worden, wo Golias von seinem Entschluss zu heiraten durch drei Heilige abgehalten wird, die ihm über die Schwächen des Weibes, allerdings in viel rücksichtsloserer Weise als es hier geschieht, Aufschluss erteilen.

Aber wieviele Ehemänner, eifert er dann fort, liessen sich von dem Reichtum und der Schönheit der Frau blenden und hätten dann ihr Leben lang diese Torheit zu büssen:

Quant vus avrez femme espusee,
E vers ta mesun en ert menee,
Plus vaudra sa robe e sun herneis
Ke ta rente deus anz u treis,
E ses juaus e sun argent,
U vus ne ficherez ja la dent.
Ele vus repruvera mut ben:
„Cest ert e fu, sire, le men!
De mes amis vint ceste proie,
Dunt jeo demain issi grant joie.
Se vus ne me tengez issi avant,
Jeo vus en faz le cuvenant
Ke jeo me pleindrai a mes amis,
Ki vus frunt de mal le pis". **)

Köstlich ist auch die Stelle, wo er sich über die Eitelkeit der Frau lustig macht, stets die modernsten Kleider zu tragen, und über den Neid spottet, der sich ihrer bemächtigt, sobald ihre Nachbarin in einer kostbareren Toilette einherstolziert. Natürlich ist der Ehemann derjenige, auf den sich der Groll abladet:

Se la femme vostre veisin
Seit meuz vestue, sachez, sanz fin
Vus criera sur e tost e tart
E si dirra: „La male hart
Vus pende, mauveis, pute vilein,
Quelke ceo seit, ui u demein!

*) v. 1413/14.
**) v. 1463/76.

Digitized by Google

Car vus me hunissez entre gent
Ke vus me vestez si povrement
De ceo ke men est, trestut sanz faille.
Vus n'i avez vaillant la maille!
Del men vus fetes si honurer,
Ke j'en parte, ne poez endurer!
N'ad nul si povre ici en tur
K'a sa femme ne face grant honur,
Fors vus, k'estes un teu cheitifs.
Mar vint l'ure ke jeo vus pris!" *)

Nach dieser Vorlesung sieht der Greis ein, dass er eigentlich gar keinen Grund zur Trauer habe; hat ihm doch seine Frau alle die Enttäuschungen erspart, denen andere Ehemänner ausgesetzt sind; allein über einen Punkt kann er sich dennoch nicht zufrieden geben, nämlich, dass er keinen Freund mehr besitzt und nun niemandem mehr vertrauen kann. Auch hierüber bringt ihm der Jüngling Trost, indem er auf die Schlechtigkeit der Welt und die Verbrechen des Jahrhunderts hinweist. Unter diesen Umständen sei es schwer, einen aufrichtigen Freund zu finden, überall herrsche Verrat und Betrug, und nur um ihres eignen Vorteils willen umgäben sich die meisten mit dem Schein der Freundschaft. Indessen so schlecht seien die Zeiten auch nicht, dass man gar keinen Freund mehr gewinnen könne, freilich die Kunst, sich einen solchen zu erwerben, dürfe man nicht verlernt haben.

Den Schluss der Auseinandersetzung bildet einerseits die Danksagung des Greises an den Jüngling, dass er ihm den Glauben an das Leben und das Vertrauen auf die Vorsehung Gottes wiedergegeben, andrerseits die des Jünglings an den Greis für das Vertrauen, welches er den Worten eines Jüngeren entgegengebracht habe.

Während Chardrys Satire die politischen Zustände im Petit Plet an einer einzigen Stelle und auch da nur sehr kurz streift, hat er in den Set Dormanz **) Gelegenheit genommen, etwas länger bei diesem Thema zu verweilen. Er klagt am Schlusse, dass der Antichrist jetzt mehr denn je nach der Herrschaft der Welt strebe, denn Unglauben und Verbrechen aller Art seien an der Tagesordnung. Die Reichen würden ihm zuerst zum Opfer

*) v. 1491/1506.
**) Koch, Vie des S. D. v. 1835/98.

Digitized by Google

fallen und dann sei es ihm eine Leichtigkeit, auch der Armen Herr zu werden. Die gottlosen Prälaten befänden sich bereits in seiner Gewalt, denn sie seien zu jeder Schandtat fähig, ja, er behauptet sogar:

E jeo l'osereie tresben jurer
Ke poi ad gent en ceste vie,
U en laie curt u en clergie,
Ki n'est symonians u tricheres,
Merde, usurer u lecheres. *)

Nur wenige Grosse und Mächtige hätten den Versuchungen des Teufels widerstanden und verschwindend klein sei die Zahl der übrigen Sterblichen, die sich nicht in den Schlingen des Widersachers befänden. Dies sei indess kein Wunder, denn die meisten folgten dem bösen Beispiel der Prälaten, die ihnen doch ein Vorbild sein sollten. So eifert er gegen die Korruption seiner Zeit, und auch er erblickt in den Sünden der Geistlichkeit die Wurzel alles Übels. Leider sind seine Auslassungen zu kurz, um Anspielungen auf bestimmte Ereignisse darin zu vermuten, doch sind sie bezeichnend für die Regierung Johanns ohne Land, wo weltliche und geistliche Willkürherrschaft das unglückliche Königreich bis ins innerste Mark erschütterten.

2. Die satirischen Dichtungen der Trouvères und Jongleurs.

Von den mehr oder weniger bedeutenden anglo-normannischen Trouvères des 13. Jahrhunderts lässt sich nur einer mit Namen ausfindig machen, der die Satire in den Dienst seiner Muse gestellt hat und das ist Guillaume, le Clerc de Normandie **); allein auch bei ihm ist es noch fraglich, ob seine Werke für unsere Abhandlung in Betracht zu ziehen sind, da ihn die neuere For-

*) ibid. v. 1864—68.

**) cf. De la Rue, Essays Historiques sur les Bardes, les Jongleurs et les Trouvères Norm. et Anglo-Norm., III. p. 12 ff.
Th. Wright, Biogr. Lit. Brit. II. p. 426—33.

Digitized by Google

schung als continental-normannischen Dichter documentiert hat.*) Da er sich jedoch so eingehend mit den politischen Verhältnissen Englands befasst, die er zweifellos aus eigner Anschauung kennen gelernt hat, wollen wir ihm hier einen Platz einräumen und wenigstens diejenigen Stellen seiner Werke in das Bereich unserer Betrachtung ziehen, wo er auf englische Zustände Bezug nimmt. Was die übrigen aus jenen Kreisen auf uns überkommenen satirischen Dichtungen anbelangt, so sind sie samt und sonders anonym erschienen. In dieser Hinsicht liessen sich die Trouvères von denselben Beweggründen leiten wie die Goliarden, denn die schlechten Erfahrungen, welche schon mancher ihresgleichen wegen allzufreier Meinungsäusserung gemacht hatte**) und die Anfeindungen, denen die Goliarden von seiten der Curie wegen der Keckheit ihrer Satire besonders Rom gegenüber von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ab ausgesetzt waren, mahnten sie zu noch grösserer Vorsicht. Andrerseits bewirkten die zahlreichen hemmenden Umstände, mit denen die Veröffentlichung satirischer Dichtungen in den meisten Fällen verknüpft war, aber auch, dass die Dichter immer mehr davon Abstand nahmen, das Gebiet der Satire zu betreten, und wenn sie es taten, so trugen sie selbst dazu bei, dass ihre Produktionen der Vergessenheit anheimfielen, weil sie denselben nur äusserst selten eine schriftliche Aufzeichnung zu teil werden zu lassen wagten. So steht denn auch uns nur ein dürftiges Repertoir ihrer satirischen Dichtungen zur Verfügung. Von den Werken Wilhelms von der Normandie, über dessen Lebensumstände uns genauere Angaben fehlen, kommen die zwei bedeutendsten, sein „Bestiaire“ und sein „Besant de Dieu“ für unsere Abhandlung in Betracht. In der ersteren, einer Dichtung naturgeschichtlichen Inhalts, mit moralischen Betrachtungen und symbolischen und allegorischen Auslegungen, macht Guillaume, der uns überall als ein offener, ehrlicher und unparteiischer Charakter entgegentritt, gleich in der Einleitung seinem bedrängten Herzen Luft über die traurigen politischen

*) cf. Martin, Le Besant de Dieu von Guill. le Clerc de N. Halle, 1869; A. Schmidt, Guill. le Clerc de Norm. Strassburg 1880. Diss., Reinsch Le Bestiaire de Guill. le Clerk, Försters Afrz. Bibl. Bd. III.

**) Heinrich I., Herzog von der Normandie, z. B. rächte sich dadurch an einem normännischen Trouvère (Luc de la Barre), dass er ihn wegen eines Spottgedichtes des Augenlichtes berauben liess (cf. De la Rue I. p. 213).

Digitized by Google

Zustände, unter denen er sein Werk verfasste. Während der Regierung Philipp Augusts von Frankreich und zu der Zeit, wo über England das grosse Unglück des Interdikts hereingebrochen war, hat er seine Verse geschrieben. Er macht kein Hehl daraus, seine Missbilligung über diesen päpstlichen Machtspruch offen auszusprechen, weil dadurch der Ungerechtigkeit und dem Verrat Tor und Tür geöffnet sei, aber er verschont auch den englischen Hof nicht mit Vorwürfen der Untreue, trotzdem er sich, wie er beteuert, in der Beziehung grosse Mässigung auferlegen muss, und spricht auch den französischen Hof von diesem Laster nicht frei. *) Bei einer anderen Gelegenheit, wo er von den Eigenschaften der Turteltaube spricht und besonders ihre grosse Treue hervorhebt, wobei er einen recht wohlgelungenen Ausfall auf diejenigen Ehemänner und -Frauen macht, die das Gelübde der Keuschheit brechen und im Todesfalle der einen Ehehälfte nicht rasch genug zu einem Ersatz kommen können, nimmt er Veranlassung, nachdem er die Turteltaube als das Symbol der heiligen Kirche hingestellt hat, sich eingehender mit den englischen kirchlichen Verhältnissen zu befassen. Drei Jahre lang, so klagt er, habe nun der päpstliche Bannfluch auf der Kirche gelastet und sie so geschwächt, dass mancher Wankelmütige in seinem Glauben bereits irre geworden sei:

Car el n'osout le chief lever.

In diesen Worten liegt ein bitterer Vorwurf gegen die englische Geistlichkeit wegen der Gleichgültigkeit, mit der sie untätig zusah, wie die zerstörenden Wirkungen des Interdikts bereits die Grundvesten der Kirche erschütterten. Nur wenige noch auf der ganzen Insel suchten jetzt die heiligen Stätten auf, um zu beten. Vielmehr Kampf gegen das Gut Christi herrsche an allen Enden; dann fährt er fort:

Quer si effant demainement
Li meneient torneiement.
Le plus de la chevalerie,
Plus qu'en une mahommerie,
Ni entrassent en cel termine.
Moult esteit en grant decepline,
E tornee en cheitifeison.
N'aveit mes genz, se petit non,

*) Reinsch, Bestiaire d. Rob. le Clerk v. 10—24.

Digitized by Google

En tote Bretaigne, la grant.
Qui ne fussent faus mescreant.
Par l'aveir que il gaagneient,
Des iglises que il robeient,
Erent les plus hauz a devise
Contre la pes de sainte yglise. *) —

Aber nicht allein der Geistlichkeit und vor allem Rom schreibt er die Schuld an dem Unglück zu, sondern er weiss auch dem Umstande Rechnung zu tragen, dass die innerpolitischen Verhältnisse des Königreiches infolge der Missregierung eines schwachen Fürsten sich in einem vollkommen anarchistischen Zustande befanden. An einer andern Stelle, wo er die Sirene beschreibt, macht er denn auch die zahlreichen Laster und Gebrechen, an denen das Zeitalter krankt, namhaft. **)

In dem andern Werk Guillaume's, dem „Besant de Dieu", wo er im Sinne der Goliarden, allerdings mit weit mehr gemässigter Zurückhaltung, alle menschlichen Schwächen und Auswüchse der Zeit schonungslos an den Pranger stellt, spielt er sich nur in einem einzigen Falle als Sittenrichter über englische Verhältnisse auf, sonst beziehen sich die politischen Ereignisse, an denen er Kritik übt, auf Frankreich. Im übrigen ergeht er sich in moralisch-satirischen Betrachtungen, die so allgemein gehalten sind, dass wir sie auf beide Länder anwenden können. So z. B. die Klage über den Geiz und die Habsucht der Geistlichkeit, über die Härte der Bischöfe, über den Handel mit geistlichen Vollmachten und Ämtern, über die Vetternwirtschaft u. s. f., ferner die Ausfälle gegen die kriegslustigen Fürsten, gegen die Reichen, die um der Liebe zum Gelde willen die Armen aussaugen, andrerseits gegen die letzteren, die voller Neid und Tücke sind. Auch in der schönen Allegorie von Gottes und des Teufels Samenkörnern geisselt er mit bitterer Satire die verderbten Sitten der Zeit. Hier nun kommt er auch auf englische Missstände zu sprechen. In der ganzen Welt, ruft er wehmütig aus, herrsche Stolz. In England habe er sogar seine drei ältesten Töchter verheiratet: Neid, Ausschweifung und Trunkenheit, durch die selbst die Kirche ins Wanken geraten sei. ***) Allein am meisten Anerkennung und Bewunderung ver-

*) ibid. v. 2733—2736.

**) ibid. v. 1053—1112.

***) cf. Martin, Le B. d. D. d. G. l. Cl. v. 2001/03.

Digitized by Google

dient wohl seine warme Anteilnahme an dem Geschick der um ihres Glaubens willen verfolgten Albigenser und die Kühnheit, mit welcher er wagt, die Kurie an ihrer empfindlichsten Seite anzugreifen. Es haben sich seiner Zeit nur wenige Männer gefunden, die Mut genug besassen, in ihren Schriften ein Wort der Verteidigung für die Albingenser zu reden; fürchteten sie doch alle den Zorn Roms, das in Glaubenssachen keinen Widerspruch duldete und mit jedem Ketzer kurzen Prozess machte. Überhaupt erweist sich unser Dichter als ein grosser Gegner der monarchischen Tendenzen Roms, wie sie in der gewaltigen Persönlichkeit Innocenz' III. ihre Verkörperung fanden.

Der Besant ist, wie Guillaume zu Beginne seines Werkes gesteht, dem Bedürfnis entsprungen, ein Gott wohlgefälliges Werk zu tun. Die Erkenntnis, dass er die ihm von Gott anvertrauten Güter und Fähigkeiten, unter denen er den Gottesgroschen versteht, bisher nicht im göttlichen Sinne angewandt habe, hat ihm die Feder in die Hand gedrückt. Die Tendenz, welche er seinem Werke zu Grunde legt, ist denn auch eine vollkommen moralisierende; er predigt darin die Verachtung alles Irdischen und die Liebe zu Gott. Was ihn von den Goliarden unterscheidet, ist die schlichte und gemessene Art, mit der er jedem Stande Gerechtigkeit widerfahren lässt, was uns jedoch die grösste Bewunderung für ihn abzwingt, und worin er einzig dasteht, ist die grosse Freimütigkeit und die Unparteilichkeit, mit denen er die historischen Tatsachen beurteilt.

Die Allegorie spielte bekanntlich in Besant eine grosse Rolle. Von allen allegorischen Figuren tritt besonders die des Stolzes in den Vordergrund. Er übe seine Herrschaft über die ganze Erde aus:

Orgoil vait par tute la terre.
Tut velt aveir e tut conquerre
De Constentinoble e de Rome
E de France, ceo est la some,
Velt aveir la seignorie.*)

Auch die Personifikation des Stolzes zum mächtigsten aller Kaiser ist ein geschickt gewähltes Motiv zur Charakteristik des ganzen Zeitalters. Wie beliebt gerade dieser Teil von Guillaume's Werk wurde, beweist eine weit spätere Dichtung, deren Ver-

*) ibid. v. 1995—99.

Digitized by Google

fasser unter sichtlichem Einfluss Guillaume's steht. Es handelt sich in der Dichtung *) um einen Brief, den der zum Kaiser gekrönte „Hochmut" an alle Höfe und Stände richtet, um ihnen seine Thronbesteigung anzuzeigen und sie unter Beweisen seiner grossen Macht aufzufordern, seine Oberhoheit anzuerkennen. Der Hof zu Rom empfängt als erster diesen Brief. Er erklärt sich erst dann dem „Sire Orguylle" untertänig, wenn er ihn von seiner Macht überzeugt habe:

„Moun pouer", dit il, „est si grant,
Ke nul home ke seyt en tere ad taunt.
Plus ay moustré de mestrie,
Ke nus homme ke seyt en vie.
Jeo fiz jadis Lucifer
Sayller du ceel dekes en enfer.
Jeo fiz Adam fere eschaunges,
Unkes homme si estraunges.
Jeo fyz Caym soun pecché defendre!
Le fiz Jakob lur frere vendre" . . etc.

Aber als sie an diesen Beispielen aus der grauen Vorzeit Anstoss nehmen und ihm entgegenhalten, dass ihnen mehr daran gelegen sei, von den Erfolgen seiner jüngsten Herrschaft zu hören, da erwidert er:

Novele mestrie vous purray dire,
Plus ke tens ne put suffrire.
Jeo fu gleaus à la bataylle,
E à Evesham saunz fayille,
E à Northamtoun, e à Wyncestre;
E à Cestrefeud, e à Gloucestre;
Partut estey-jeo sire e mestre . . . .

Als man in Rom erfährt, dass nicht nur über England, Wales und Schottland sein Siegesbanner weht, sondern auch Frankreich, die Normandie und Burgund sich in seiner Botmässigkeit befinden, da fallen die Bedenken, und der Papst erkennt samt seinem Hofstaate die Oberherrschaft des „Sire Orguylle" an:

A teu covenaunt ke il les truve
Argent touz jours nuve e nuve,

was ihnen der Kaiser natürlich reichlich zu gewähren verspricht. Einen anderen Brief richtet er an die Königshöfe. Hier leistet man seinen Befehlen umso lieber Folge, als sie im Sinne eines

*) „Reliquiae antiquae" II. p. 248 ff. unter dem Titel „Sir Pride, the Emperour".

Digitized by Google

absoluten Regiments gegeben sind, welches sich die Ausbeutung des Volkes zur obersten Pflicht macht. Sodann weiss er sich des Gehorsams der Justizbehörden zu versichern:

Si ad maundé le vescounte,
De torte e force ne heyt jà hounte;
Mès ke il prengne de tote parz,
E de sa coscience ne seit escars;
E ke il die à ses clers
Ke à sa volunté seyent aheers;
Pur eus enrichir e lur seyngnur
Au pays facent grant reddour.
Si ad comaundé les baillifs,
E ke il escorchent les genz vifs.
Taunt cum dure lur mestrie,
E force ne facent ky lur maudie. —

Nach den Justizbehörden sind es die Prälaten, welche er mit seinem Schreiben beglückt. Diese fordert er auf, dass sie den reichen Leuten zu gute kommen lassen, was sie von den Armen erpressen, denn:

„Jeo wuyl", dit il, „ke la mer
Seit ennoyté par la river." . . .

Nachdem er die Grafen in seiner Gewalt hat, ist es ihm eine Leichtigkeit, sich auch die Leute niederen Standes, wie „bacheliers, vavasours, esquiers etc." seinem Willen gefügig zu machen und zwar so, dass er sie in der Form seiner Befehle zu allen möglichen Torheiten anstachelt. So z. B. in den folgenden Zeilen:

Sa lettre est venu as esquiers,
De contrefere les chevalers,
Ke reen y eyt diversetée
Fors en pellure e lorreyn dorrée.
Il unt remandé courteysement,
„E nus le froum certeynement,
Par gentif saunk dount sumus estret,
Ataunt avaunt cum chevaler est."

Dass er sich auch um die Gunst des schönen Geschlechts bemüht, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Er wendet sich in je einem Schreiben an die „genti femmes, ke mout ad cheer", die er bei ihrer schwächsten Seite, ihrer Vorliebe für Schmuck, geschickt zu fassen weiss, und an die Matronen, denen er damit zu imponieren sucht, dass er ihnen alle möglichen Vorwände zu Ehezwistigkeiten vorspiegelt. Besonders intressant sind die Verhandlungen, welche die kaiserlichen Sendboten mit den Ver-

Digitized by Google

tretern der niederen Geistlichkeit führen. Hierin werden alle Vergehen offenbar, durch welche diese Anstoss zu öffentlichem Ärgernis gab, z. B. die starke Überhandnahme weltlicher Intressen bei den Priestern in Bezug auf Kleidung und Äusserlichkeiten aller Art:

„Gardez", fet il, „la chevelure,
E mettez la coyf pardesure;
Fetez tayller la vesture
A fur de esquiers à mesure.
Vos matins dites roundement,
La messe chauntez brevement.
A diner venez prestement;
A tables juhez jolivement ....
A boys alez à la chace;
Si vous avez de chaunter grace,
Ne lessez pas de karoler
En coumpanye de esquier ...."

Speziell hervorgehoben werden die Ordensbrüder, welche das Gelübde der Armut getan haben, sich jedoch keinen Genuss entgehen lassen. Sie sind dem Kaiser ganz besonders willkommene Untertanen, und dementsprechend fallen auch die Ratschläge aus, nach denen sie unter seiner Herrschaft leben sollen. Als letzte erreicht das kaiserliche Sendschreiben die Pagen der fürstlichen Höfe, und auch sie vermögen nicht, sich dem aufreizenden Einflusse desselben zu entziehen. Nachdem ihm bereits eine so stattliche Schar Gefolgschaft leistet, kann er es wagen, sich die Herrschaft über die ganze Erde anzumassen. Er hält eine grosse Heerschau ab und marschiert in raschem Siegeszuge seinem Ziele zu:

De base chose seet fere haut,
De graunt plentée graunt defaut;
Ke meyns waut fet hauteyns,
Ke plus vaut fet valer meyns;
Tourne seingnur en servage,
E met ly serf en seynurage.
Pur les merveylles ke seez fere,
A ly se plie tut la tere;
Mes une chose vus eert apert,
Ke fou se tendra ke meuz le seert. —

Die historischen Ereignisse, auf welche in unserer Satire angespielt ist, setzen uns in den Stand, die Entstehungszeit der Dichtung annähernd zu fixieren. Als Beweise seiner neusten

Digitized by Google

Eroberungen führt „Sire Orguylle", wie oben ersichtlich. die Erfolge auf, welche er bei Evesham, Northamtoun, Wyncestre, Chestrefeud und Gloucester zu verzeichnen gehabt hat. Die Schlacht bei Evesham fand bekanntlich im Jahre 1265 statt, und die Ereignisse, welche sich an die vier übrigen Ortsnamen knüpfen, sind mehr oder weniger bekannte Episoden aus dem folgenden Kriegsjahre. Der Hochmut spielte in allen eine grosse Rolle, wie er ja auch eine Anzahl Barone zum Verräter an ihrer eigenen Sache werden liess und somit das grosse Werk Simons von Montfort zertrümmerte. Zu Winchester z. B. scheiterten die Aussöhnungsversuche Simons von Montfort, des Sohnes, mit den Feinden seines Vaters an dem starren Sinn der hochmütigen Barone, so dass er sich gezwungen sah, sich auf Schloss Kenilworth zurückzuziehen und somit seinen aussichtslosen Widerstand fortzusetzen. Ferner bei Northampton und Chesterfield war es, wo die letzten Reste des Montfort'schen Heeres aufgerieben wurden, und „Sire Orguylle" über die letzten Barone triumphierte, die nicht zu stolz gewesen waren, die Fahne ihrers Führers auch dann noch in den Kampf zu tragen, nachdem sie seinen Stern hatten sinken sehen. Der Name Gloucester schliesslich ist mit den Intriguen des Grafen Gilbert v. Gloucester in Zusammenhang zu bringen, die er gegen den König in Scene setzte. Der Graf hatte sich, nachdem er die Nebenbuhlerschaft eines Montfort nicht mehr zu fürchten hatte, wieder zum Verfechter der nationalen Forderungen aufgeschwungen und begann, dem Könige Verlegenheiten zu bereiten, wo er nur konnte, um ihn zur Nachgiebigkeit und Milde zu zwingen. Das zielbewusste Auftreten des stolzen Grafen hatte schliesslich auch den gewünschten Erfolg, und der Verfasser unserer Satire konnte mit Recht diese Niederlage des Königs als einen Triumph des „Sire Orguylle" für seine Dichtung in Anspruch nehmen. *) Wie bereits erwähnt, spielten sich alle diese Vorgänge in den Jahren 1265/66 ab. Der Dichter spricht von ihnen, als ob sie sich in jüngster Zeit zugetragen hätten. Demnach wird auch der Zeitpunkt der Entstehung unserer Dichtung nicht weit über diesen Ereignissen hinausliegen. Über die Person des Dichters fehlen uns jegliche Angaben. Die Ausfälle gegen die obersten Behörden

*) cf. Pauli, Gesch. Englands, III. 792—817.

Digitized by Google

waren zu kühn, als dass er hätte wagen können, mit seinem Namen in die Öffentlichkeit zu treten. Nur soviel steht fest, dass er ein treuer Anhänger Simons von Montfort war, und es scheint, dass die betrübenden Vorgänge im Lager der Barone vor und nach der Schlacht bei Evesham, wo Eifersucht und Stolz diejenigen Momente waren, welche das Gelingen des Montfortschen Werkes hauptsächlich in Frage stellten, ihm den ersten Ansporn zu seiner Dichtung gegeben haben. Wir haben es hier mit einem Trouvère zu tun, der auch der Goliardenpoesie sehr nahe steht, wenigstens giebt er, was die Keckheit seiner Satire im allgemeinen und im besondern, vor allem Rom gegenüber anbelangt, der der Goliarden in nichts nach. Überhaupt können wir beobachten, dass sich in den satirischen Trouvères-Dichtungen der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts der Einfluss der Goliarden immer stärker fühlbar macht. Zunächst war derselbe nur mittelbar gewesen, indem die Trouvères ihrerseits aus der Goliardendichtung neue Anregung schöpften (cf. Chardry); allein von der Zeit ab, wo die Goliarden den Standpunkt ihrer strengen Abgeschlossenheit der anglo-norm. Dichtung gegenüber aufgegeben hatten und sich auch auf diesem Gebiete auszuzeichnen begannen (cf. p. 105—111), war ihnen doch eine Anpassungsfähigkeit an fremde Verhältnisse in hohem Masse eigen, flössten sie der Trouvères-Dichtung gleichsam noch einmal neues Leben ein und schrieben ihr gewissermassen die Bahnen vor, die sie die kurze Zeit, während welcher sie sich in England noch lebensfähig erwies, einzuschlagen hatte. Wie weit der Einfluss der Goliarden schliesslich reichte, zeigen uns die Werke eines anonymen Trouvères, der sowohl in Bezug auf den Versbau, als auch in seiner ganzen Darstellungsweise seine grosse Abhängigkeit nicht verleugnen kann. Es handelt sich um drei Satiren, *) von denen die erste bittere Betrachtungen über die Sittenverderbnis der Zeit anstellt, während die beiden andern sich über weibliche Gepflogenheiten lustig machen. Sie sind nach Art der Goliardenlieder strophisch eingeteilt und zwar setzt sich jede Strophe aus vier Versen mit demselben Reim zusammen. Allein so sehr auch der Dichter bemüht ist, sich in allem seinen Vorbildern anzu-

*) cf. De la Rue, Essays Historiques sur les Bardes, les Jongleurs et les Trouvères Norm. et Anglo-Norm. Caën 1834. III. p. 274/83.

Digitized by Google

passen, so unterlaufen ihm doch eine solche Menge von Härten im Stil und von Verstössen gegen die Reimkunst, dass seine Dichtungen mit denen der Goliarden noch in keiner Weise konkurrieren können. In der ersten Satire*) führt er bittere Klage darüber, dass die Welt voller Sünden und Verbrechen sei, aber Gott, der die Tugend liebe, würde keins derselben ungestraft lassen. Man brauche sich über die zahlreichen Ungerechtigkeiten nicht zu wundern, die an der Tagesordnung seien, denn die Grossen gingen mit bösem Beispiel voran, und die Kleinen seien bestrebt, jenen in allem nachzuahmen. „Schaut nur auf unser Jahrhundert", fährt er dann fort, „und die verschiedenen Zustände in der menschlichen Gesellschaft: Der Bürger und der Gesetzgeber, der Kaufmann und der Prälat, jeder kauft, verkauft und alle suchen zu betrügen. Es ist daher sehr vernünftig, dass das unrechtmässig Erworbene durch die Ungerechtigkeit auch gewaltsam wieder entrissen wird." Dies sucht er an einem Beispiele zu erläutern: Eines Tages setzte sich ein Landmann zu Tisch, um zu Mittag zu speisen. Sein Weib bewirtete ihn mit gekochten Erbsen, Bohnen und einem Stück Speck. Die Haushaltung war arm; man besass nicht einmal einen Löffel, und der Landmann sah sich gezwungen, sich einen aus einer Brotrinde zu schneiden. Als er sich seiner bedient hatte, ass er schliesslich mit grossem Appetit auch den Löffel noch auf, der in diesem Falle das Beste von der Mahlzeit gewesen war, da er die ganze Brühe aufgesogen hatte. Wer finde nicht, fährt der Dichter dann fort, eine gewisse Analogie zwischen diesem Beispiel und den Vorgängen im täglichen Leben? Jeder nehme, was er bekommen könne, und wenn er das Beste vom Gute anderer an sich gerissen habe, werde er seinerseits wieder von einem dritten verschlungen, wie es dem Löffel des Landmannes ergangen sei. Man solle nur einmal das Treiben der Barone, der Grafen und Landvögte beobachten, um die Wahrheit dieser Erzählung bestätigt zu finden. Sie alle lebten nur von der Ausbeutung des Volkes. Allein die Freude an ihrem Raube währe nicht lange, denn die Gerechtigkeit stehe über ihnen und übe strenge Vergeltung. Sie alle nämlich seien der Willkür des Königs preisgegeben, der sich seinerseits wieder des

*) cf. De la Rue, p. 276—279.

Digitized by Google

unrechtmässig erworbenen Gutes bemächtige, und so ereile sie schliesslich dasselbe Schicksal wie den Löffel des Landmannes. Den betrügerischen Kaufleuten sei ein gleiches Los beschieden. Man solle nicht glauben, dass ihre falschen Waagen und Gewichte ihnen etwa grossen Nutzen eintrügen, im Gegenteil, sobald ihr Betrug entdeckt sei, verschlinge die Geldstrafe bereits einen Teil des schnöden Gewinns. Ja, selbst in der Unbill des Wetters, der bisweilen die Schiffe der Kaufleute zum Opfer fallen, erblickt der Dichter die strafende Hand der Gerechtigkeit. Wenn aber dennoch der eine oder der andere ungestraft ausgehe, so könne er sich auf die spitzen Bemerkungen und die Verläumdungen seiner falschen Freunde gefasst machen, die ihn schliesslich zu Grunde richteten. Nachdem der Dichter an der Hand drastischer Beispiele nachgewiesen hat, dass unrecht Gut niemals gedeihen kann, und das rücksichtslose Treiben der Reichen, die der Liebe zum Gelde alle Tugenden, selbst das Vertrauen auf Gott opfern, ins rechte Licht gesetzt hat, sieht er sich am Schluss seiner Dichtung einer schwierigen Entscheidung gegenübergestellt:

„Pur ceo ne say ceo que plus vaut,
Ou d'estre bas ou d'estre haut,
Cely ki est povre, grouce par défaut,
E ki trop est riche, de Deu ne ly chaut." —

In den beiden andern Satiren giebt der Dichter die Damen der vornehmen Gesellschaft dem Gespött des Publikums preis. Er entledigt sich seiner Aufgabe mit grossem Geschick und entfaltet viel Witz und Ironie. Besonders in der folgenden, *) wo er sich über die sonderbaren Eigentümlichkeiten einer vornehmen Dame lustig macht. „Für sie ist", spottet er, „eine fabelhafte Erzählung ein grosser Schatz, die sie nicht glauben kann. Auch schätzt sie eine Lerche oder einen tauben Sperber höher als dreissig Schafe mit ihren Lämmern, und eine Kuh oder ein Stier sind bei ihr nichts gegen einen kleinen Hund. Wenn Ihr Hunde habt, die Euch missfallen, dann besucht die Dame nur, für sie sind sie eine sehr begehrte Ware; sie giebt Euch sechs Denare für das räudigste Tier. Aber wehe dem, der wagen würde, ihren Kauf zu beanstanden oder gar sich über sie lustig zu machen! Ihre ganze Sorgfalt ist nur der Pflege ihrer Hunde geweiht. Für sie fallen die besten Bissen ab, während sich ihre Diener mit

*) De la Rue, III. 279 ff u. Rel. Ant. I. 155 f.

Digitized by Google

Schwarzbrot, verdorbenem Fisch, ranziger Butter und sauerem Bier begnügen müssen. Wenn ihr jemand einen Besuch abstattet und er legt zu diesem Zwecke sein bestes Gewand an, so wird er dennoch nicht verhindern können, dass die Hunde an ihm emporspringen und es ihm gründlich beschmutzen. Tagsüber machen sich die Hunde nach ihrer Art in der Wohnung ihrer Herrin zu schaffen: Die einen spielen mit ihren Nippsachen, die andern fangen Fliegen, dieser wärmt ein Bett, jener bewacht eine Bank. Habt Ihr ein Kleid von Scharlach, gebt es „Chauffelit“: er wird es moirieren, und wenn Euer Pelz den Glanz verloren hat, gebt ihm „Terebage“: er versteht ihn ihm wiederzuverleihen.“ Ausser dieser sonderbaren Schwäche für Hunde geisselt der Dichter noch die grosse Frömmigkeit der Dame, die in ihrer Übertriebenheit an Heuchelei grenzt. Es ist ihr eine heilige Pflicht, stets die erste in der Kirche zu sein, ja, ihr Eifer geht sogar soweit, dass sie sich bereits an die verschlossene Kirchentür postiert, nur, um ihres Rechtes nicht verlustig zu gehen. Sobald einer der drei Geistlichen, die ihr zu Diensten stehen, sie so warten sieht, eilt er, womöglich noch im tiefsten Négligé herab, um die Glocken für Beginn des Gottesdienstes zu läuten. Als erste angekommen, glaubt sie, die Kirche auch nur als letzte wieder verlassen zu dürfen. Erst nachdem sich alle Leute entfernt haben, lenkt sie mit einer Armensündermiene, innerlich bereits weltlichen Gedanken nachgehend, die Schritte nach ihrer Wohnung zurück, wo die hübschesten Damen zu ihrer Unterhaltung sich unterdess versammelt haben. Dann wird dem Essen und Trinken tüchtig zugesprochen und die Zeit nach Tisch dem Schachspiel gewidmet. Auf diese Weise vergeht der Tag und es gelangt jedes zu seinem Rechte: die Hunde, die Kirche, das Essen und das Schachspiel. —

Was die dritte und letzte Satire *) unseres Dichters anbelangt, so enthält sie eine bittere Kritik der Sitten und Gewohnheiten der vornehmen Damen, wenn sie in ihren pompösen Toiletten an einer Festlichkeit teilnehmen. Wir müssen die feine Beobachtungsgabe des Dichters bewundern, dessen durchbohrenden Blicken nicht die geringste Lächerlichkeit entgeht, die der Mode

*) cf. De la Rue, III. p. 282f, Rel. Ant. I. 162f.

Digitized by Google

und dem ganzen höfischen Zeremoniell von damals in der ausgeprägtesten Weise anhafteten.

Que dirons des dames kaunt vienent à festes,
Les unes des autres avisent les testes,
Portent les boces *) cum cornues bestes;
Si nul seit descornue, de cele font des gestes.

Des braz font la joie kaunt entrent en chambre,
Moustrent les coverchefs de seye e de chambre,
Attachent les botons de coral e de l'ambre,
Ne tesent de gangler tant cum sont en chambre.

Haben sie sich dann gegenseitig gemustert, so nehmen sie ein gemeinsames Mahl ein, bevor sie sich auf dem Feste erblicken lassen. Dies pflegen sie deshalb zu tun, weil die Kompliziertheit ihrer Toiletten und der Aufputz ihrer Haartouren ihnen beim Essen hinderlich sind, und sie sich durch die ängstlichen Manieren und die Befangenheit, welche ihnen die stete Sorge um ihre Toiletten verleihen, in den Augen der Ritter nicht lächerlich machen wollen. Wenn dann die Stunde gekommen ist, wo das eigentliche Festmahl stattfindet, steigen sie züchtig in den Saal hinab und setzen sich zu Tisch. Von den aufgetragenen Speisen rühren sie auch nicht eine an, sie begnügen sich vielmehr damit, ihr schönes Antlitz zur Schau zu stellen, und diejenige, welche am meisten angestaunt worden ist, trägt den Preis davon. Selbst über die raffiniertesten Kniffe der Damen, ihre Figuren und Toiletten zur Geltung zu bringen, macht der Dichter seine Witze:

Kaunt eles ount moustre ce que est per devant,
Trovent achesoun d'escouper arere bank,
Ke les genz pussent veer l'overaigne graunt,
Ke gyst par derere, ke muscé fut avant.

Nach dem Mahl führen sie dann eine angeregte Unterhaltung, die sich nur um die Feinheit ihrer Toiletten dreht, und bei der Gelegenheit lässt uns der Dichter einen Einblick in den Modekalender der damaligen Zeit tun. Er zählt die verschiedenartigsten Stoffe auf, welche man sich bei der Anfertigung der Kleider bediente, um dann weiter zu spotten:

Cele ke plus en seet sere lur listresce;
Les autres li escoutent sanz nule peresce;

*) Über die „boses" spottet bereits eine englische Satire, siehe p. 63/64. Die obige Bedeutung des Wortes scheint mit der englischen insofern identisch zu sein, als es sich in beiden Fällen um Polsterkissen gehandelt haben wird, die nur in verschiedener Weise Anwendung fanden.

Digitized by Google

Là ne dorment mie cum font à la messe,
Pur la prise de vanité dont ont grant leesce.

Hierauf ziehen sie sich in ihre Gemächer zurück und entledigen sich alles ihres Aufwandes. Da würde sich wohl eines jeden, der sie in dieser Verfassung einmal zu sehen bekomme, ein Gefühl der Enttäuschung bemächtigen, meint der Dichter bitter höhnend. Ihre grösste Sorge sei indessen von jetzt ab die, wie sie für die nächste Festlichkeit den mit grosser Mühe angefertigten Schmuckgegenständen aus Perlen und Edelsteinen eine neue Fassung geben, die Verzierungen auf ihren Kleidern neu anordnen und diesen selbst eine veränderte Form verleihen könnten, denn, einmal getragen, gefalle es ihnen nicht mehr. —

Die Zeit, in welcher unser Dichter lebte, und deren verderbte Zustände ihn zu so bitteren Klagen die Feder in die Hand drückten, lässt sich nur schätzungsweise bestimmen, denn die Beschwerden, welche er in Bezug auf die politischen Missstände führt, sind so allgemein gehalten, dass man sie auf das ganze 13. Jahrhundert anwenden könnte. Wir werden indessen nicht fehl gehen, wenn wir seine Dichtungen als einen Ausfluss der allgemeinen Unzufriedenheit und Missstimmung ansehen, wie sie die ersten Regierungsjahre Eduard I. kennzeichneten, die ja besonders fruchtbar an politisch-satirischer Litteratur gewesen sind. Auch die Torheiten in Mode und höfischer Sitte, die er mit so grossem Geschick zu geisseln versteht, sind mit den Extravaganzen jener Zeit auf diesen Gebieten in besten Einklang zu bringen. Was die Person des Dichters selbst betrifft, so ist er, wie bereits erwähnt, in den Kreisen der Trouvères zu suchen. Diesen seinen Charakter vermag er nicht zu leugnen, wenn er sich auch bemüht, den Ton eines Goliarden anzuschlagen. Besonders unverkennbar treten die Züge eines Trouvères in der zweiten Satire in den Vordergrund, wo der Dichter nicht die Gewohnheiten einer ganzen Klasse von Menschen geisselt, sondern die eines einzelnen Individuums, eine Erscheinung, die in den Dichtungen der Goliarden eine Seltenheit ist. Er verspottete darin nicht nur die sonderbaren Schrullen der Dame von Croston, sondern er knüpft auch an ihre Feindschaft mit der Dame von Blankeneye seine Witze. Derartige Dichtungen entstanden meist im Auftrage oder auf Anregung irgend eines Gönners, in dessen Diensten sich der betreffende Trouvère befand. Aus solchen Ver-

Digitized by Google

hältnissen heraus wurden auch die zahlreichen Satiren auf das weibliche Geschlecht geschaffen, von denen das 3. Werk des Dichters in seiner genauen Kenntnis des höfischen Ceremoniells uns ein schönes Beispiel gewährt. Auf diesem Gebiete legten die anglo-normannischen Trouvères von vornherein viel Fertigkeit an den Tag, wie sie ja auch in der Minnedichtung schöne Erfolge aufzuweisen haben. Uns steht ausser der obigen „jeste des dames", unter welchem Titel sie uns überliefert ist, noch eine weitere Satire *) zu Gebote, die so verfasst ist, dass in ihrem ersten Teile die Tugenden der Weiber gepriesen werden, in ihrem zweiten eine Widerlegung alles dessen stattfindet, was an Lobenswertem über die Frauen gesagt worden ist. Wir verwiesen auf diese Dichtung bereits gelegentlich der Besprechung von Chardrys Petit Plet und hoben hervor, dass der Verfasser derselben in einem engen Verhältnis zu Chardry steht. Sie ist uns neben zwei ähnlichen Spottgedichten, die uns jedoch für unsere Abhandlung nicht zur Verfügung standen, in dem berühmten Manuskript Harley 2253 (fol. 110 u. 111) **) überliefert, das so ausserordentlich wertvoll für die Kenntnis der litterarischen Strömungen des 13. Jahrhunderts in England ist. Wir können daraus ersehen, in wie grosser Anzahl derartige Produktionen zu damaliger Zeit in Umlauf gewesen sein müssen. In nahezu 100 Versen, von denen wir im folgenden eine Probe wiedergeben, öffnet der Dichter die Schleusen seiner schier unerschöpflichen Satire, nachdem er zuvörderst die Lichtseiten des weiblichen Charakters hervorgehoben hat:

Quy femme prent à compagnie,
Veiez si il fet sen ou folye;
Qy en femme despent sa cure,
Oiez sa mort e sa dreiture;
Qy femme eyme e femme creit,
Sa mort brace, sa mort beyt;
Qy coveyte ou femme preyse,
Sa mort quert, e nulle eyse,
Sauntz pris et sauntz loer se vend,
E fet la lace dount yl se pend . . .
Femme deceit bons amys,
De deus freres fet enemys,

*) cf. Rel. Ant. II. 218 ff.

**) Böddeker, Ae. Dichtungen des Ms. Harley 2253. Berlin 1878. Einl. p. XII—XIII.

Digitized by Google

Femme departe le fitz de pere,
A force le toud de sa mere . . .
Femme fet bataille e guerre,
Occyre gentz, destrure terre,
Ard chastiels, prent cites;
Femme refuse fermetes . . .
Femme est gopil pur gent deceyvre,
Femme est ourse pur cours receyvre, . . .
Femme est chyval de grant luxure,
Femme est dragoun de grant arsure . . .

In dieser Tonart geht es fort; z. B.

Femme est leger comme le vent,
Cent foiz le jour chaunge talent:
Mès quy vodra femme joyr,
Je ly dirroi sauntz mentyr,
Qu'il ly donast poy à manger,
E mal à vestir e à chancer,
E la batist menu e sovent,
Donqe freit il de femme son talent;

bis er schliesslich noch die zahlreichen Fälle aufzählt, wo die Falschheit und List des Weibes eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat, so z. B. erinnert er an den betrogenen König Salomo, an Simson, der bekanntlich durch Weiberlist bezwungen ward, an den Kaiser Konstantin und an Hypokraz. Mit der Warnung, vor der Frau auf der Hut zu sein, schliesst er seine Satire:

Plus ne vueil de femme parler;
Chescun se gard de eux à son poer;
E je vus dy sauntz fable,
Femme siet un art plus que le deable." —

Wenn wir bisher der Tätigkeit der Jongleurs auf dem Gebiete der satirischen Poesie mit keiner Silbe gedachten, sondern die erwähnten Satiren lediglich auf das Konto der Goliarden und Trouvères setzten, so liessen wir uns dabei von dem Gedanken leiten, dass die Jongleurs des 13. Jahrhunderts weniger produktiv tätig waren, als vielmehr sich damit befassten, mit dem ihnen von jenen zur Verfügung gestellten Material ihr Repertoir auszustatten. Es lassen sich in der Tat nur geringe Spuren von ihrer satirischen Tätigkeit verfolgen. Dennoch wäre es falsch zu behaupten, dass sie nicht auch selbständige Schöpfungen hervorgebracht hätten, nur wird denselben in den seltensten Fällen eine Aufzeichnung zu teil geworden sein, und wenn

Digitized by Google

es geschah, so hinderte auch dies nicht, dass ihre Satiren der Vergessenheit bald anheimfielen, da sie meistens von momentanem Intresse waren. Besonders wenn es galt, persönliche Streitigkeiten mit ihresgleichen zum Austrag zu bringen, die Intressen irgend eines Dienstherrn dessen persönlichen oder politischen Feinden gegenüber zu verfechten, sich für die Bestrebungen politischer Parteien in die Schanze zu schlagen, oder gar, wenn die nationale Ehre auf dem Spiele stand, da zögerten auch sie nicht, ihrer beissenden Satire in derben Invektiven die Zügel schiessen zu lassen, gleichsam in der Absicht, ihre Gegner durch die heftigen Angriffe unschädlich zu machen. In England wird ihnen jedoch, infolge des raschen Aufblühens der nationalen Dichtung im 13. Jahrhundert, der Boden für die Ausübung ihrer dichterischen Tätigkeit bald entzogen worden sein. Wenn sie anfangs auch noch an der normannischen Sprache festhielten und dadurch zu neuen Schöpfungen ermutigt wurden, dass man ihnen an den Höfen der Edlen, in deren Kreisen ja das Normannische bis weit über das 13. Jahrhundert hinaus Modesprache war, eine Zufluchtsstätte bereitete, so wurde dagegen die Zahl ihrer Zuhörer im Volke, die den Erzeugnissen der englischen Dicktkunst weit grösseres Intresse entgegenbrachte, von Jahr zu Jahr geringer. Schliesslich verstand man ihre Dichtungen nicht mehr, oder der Nationalstolz des englischen Volkes verschwur sich gegen sie: man wollte sie nicht mehr verstehen. Diese Umstände also waren es, welche bedingten, dass die Jongleurs-Dichtung im 13. Jahrhundert einem raschen Verfall preisgegeben war. Nur zu besonders erregten Zeiten, z. B. der der Verfassungskämpfe, wo der untergehende Stern der anglo-normannischen Poesie noch einmal kurz aufleuchtete, griffen auch die Jongleurs noch einmal zur Leier, gleichsam um ihrer Dichtung den Schwanengesang zu singen. Dahin gehört auch das einzige uns aus dem Repertoir der Jongleurs erhaltene politisch-satirische Lied.*) Es ist bezeichnend für den Verfall der Jongleurspoesie, dass uns auch dieses spärliche Überbleibsel nur fragmentarisch erhalten ist. Wie es scheint, haben wir es mit einer Ballade zu tun, die in den Hallen der Barone zum Vortrag gelangte. Der Anfang und das Ende der Dichtung, die einen

*) cf. Th. Wright, Pol. Sgs. p. 59 ff.

Digitized by Google

beträchtlichen Umfang gehabt zu haben scheint, fehlen, doch bildet glücklicherweise gerade der intressanteste Teil den Inhalt des überlieferten Fragmentes. Die ersten Strophen enthalten ein Loblied auf Simon von Montfort und die mit ihm verbündeten Barone, während die letzten mit denen hart ins Gericht gehen, die seine Sache verlassen hatten. Die geschilderten Episoden knüpfen an die Ereignisse des Jahres 1263 an. Bekanntlich hatten im Verlauf desselben die Feindseligkeiten bereits begonnen und zwar damit, dass die Barone, nachdem Heinrich III. das Ultimatum, welches ihre Forderungen enthielt, ebenso energisch wie entschieden abgelehnt hatte, Anstalten trafen, die Anhänger des Königs in ihre Gewalt zu bekommen, noch ehe diese sich mit dem Hauptheere vereinigten. Sie konnten indessen nicht mehr verhindern, dass im Westen des Landes Peter von Egueblanche, Bischof von Hereford, und Prinz Eduard, die aus ihren kriegerischen Absichten schon längst kein Hehl mehr gemacht hatten, sich die Hände reichten. Bevor man die Operationen gegen diese zwei Hauptgegner ins Werk setzte, begab man sich mit Heeresmacht nach Gloucester, wo ein französischer Günstling des Königs, Matthias de Basile, als Sheriff fungierte. Dieser wurde seines Amtes für verlustig erklärt, und ein Engländer an seiner statt eingesetzt. Erst, nachdem sich Matthias seines Nachfolgers und Rivalen mit Gewalt bemächtigt hatte, erhielten die Ritter Roger Clifford und John Giffard den Auftrag, ihn zu züchtigen und in sicheren Gewahrsam zu bringen. Von Gloucester aus wandte man sich gegen den Bischof von Hereford, dessen verzweifelter Widerstand bald gebrochen ward und dessen Güter und Schätze man den Siegern als Beute überantwortete. Während nun die Verbündeten ihre Operationen nach Süden verlegten, übertrugen sie zuvor noch dem Grafen von Warenne die Züchtigung des Bischofs von Norwich, Simons von Wanton, der den Baronen schon längst ein Dorn im Auge war, und der sich auch in seiner Diözese nicht der geringsten Sympathien zu erfreuen hatte. Im Süden verfuhren die Barone mit derselben Strenge gegen die Anhänger des Königs. Ihr Hauptaugenmerk war besonders auf zwei Städte gerichtet, auf London und auf Dover, deren Besitz sie sich sichern wollten, noch ehe sie einen entscheidenden Schlag ausführten. Diese Notwendigkeit hatten aber

Digitized by Google

auch ihre Gegner erkannt, und es war vorauszusehen, dass es um dieser Städte willen zu ernsten Zusammenstössen kommen musste.*) Unser Gedicht nun, das leider bei diesen Ereignissen abbricht, scheint diesen erfolgreichen Siegeszug der Barone, der den Westen und Süden des Landes fast ohne Schwertstreich in ihre Gewalt brachte, verherrlicht zu haben. Es hebt die Taten jedes einzelnen lobend und anerkennend hervor, als der Ritter John Giffard, John d'Ayvile, Pere de Montfort, Roger de Cliford, gedenkt selbst derer im Guten, die bis dahin eine ziemlich zweideutige Haltung eingenommen hatten, so z. B. des Grafen von Warenne, der bei Lewes 1264 bereits wieder im königlichen Lager focht, und das Sire Roger de Leyburne „que sà et là sovent se torne", und spart mit seinem Spotte nicht, wenn es die Namen eines Gegners erwähnt. Die Züge der Spielmannsdichtung darin sind unverkennbar; besonders in denjenigen Strophen, die dem Lobe des vergötterten Simon von Montfort gewidmet sind, z. B.:

Il est apelé de Monfort,
Il est el mond et si est fort,
Si ad grant chevalerie;
Ce voir, et je m'acort,
Il eime dreit, et het le tort,
Si avra la mestrie.

Aber ebenso lebhaft tritt uns der volkstümliche Charakter des Dichters vor Augen in der Art und Weise, wie er es versteht, die besiegten Feinde dem Gelächter des Publikums preiszugeben, denn darin bestand recht eigentlich die Kunst des Spielmanns, sich auf Kosten seiner Gegner in die Gunst seiner Zuhörer zu setzen. Über den ausländischen Bischof von Hereford triumphiert er z. B. in der folgenden Strophe:

Ly eveske de Herefort
Sout bien que ly quens fu fort,
Kant il prist l'affère:
Devant ce esteit mult fer,
Les Engleis quida touz manger,
Mès ore ne set que fere.

Ähnlich spottet er über dessen Kollegen von Norwich:

Et ly pastors de Norwis,
Qui devoure ses berbis,

*) cf. Pauli, Gesch. v. Engl. III. p. 740—764.

Digitized by Google

Assez sout de ce conte;
Mout en perdi de ses biens,
Mal ert que ly lessa riens,
Ke trop en saveit de honte.

Auch des Ritters Matthias von Basile gedenkt er in einer Strophe bitter höhnend:

Ne à Sire Mathi de Besile
Ne lesserent une bile,
En champ u en vile.
Tot le soen fu besilé,
E cointement fu detrussé
Par un treget*) sauz gile.

Besonders charakteristisch für die Spielmannsdichtung ist eine Erscheinung, auf die wir auch bei früherer Gelegenheit bereits aufmerksam gemacht haben, nämlich die Vorliebe für Wortspiele und -auslegungen, in denen der volkstümliche Dichter gern seinen Geist leuchten liess. Bisweilen aber sind dieselben so gesucht, dass das Bestreben der Dichter nur zu sehr in den Vordergrund tritt, mit ihrem Wissen sich hervorzutun. Der Goliardenpoesie ist derselbe Zug eigen, aber niemals begegnet uns ein Fall, wo das Spielen mit Worten einen Anstrich von Gezwungenheit und Künstelei in sich trüge, sondern Geist und Witz, die Charakteristica der weltmännisch gebildeten Goliarden, belebten auch ihre Dichtungsweise. In unserem Lied nun können wir den Jongleur von jenem Vorwurf freisprechen, denn er hat in der volkstümlichen Art der Wortdeutungen und -wendungen ein Wesentliches zur Erhöhung des Effektes beigetragen. Über die Entstehungszeit der Satire liefert uns besonders eine Tatsache Aufschluss. Da der Graf von Warenne noch in der Liste der Barone geführt und ihm für seine Kriegstaten Anerkennung gezollt wird, so dürfte das Lied bestimmt im Jahre 1263 verfasst sein; denn bereits vor den entscheidenden Ereignissen des Jahres 1264 sehen wir den Grafen wieder als einen treuen Verfechter der königlichen Intressen. Unter diesen Umständen dürfte sich der Dichter wohl schwerlich zu einer Lobeshymne auf ihn verstiegen haben. —

*) treget: Th. Wright giebt ibid. Notes p. 358 die Erklärung: treget (< treugellum) = „ein kleiner Waffenstillstand" wieder; nach Meinung des Herrn Prof. Birch-Hirschfeld bedeutet „treget" hier soviel wie „Stosswurf", eine Erklärung, welche der Wright'schen wohl vorzuziehen wäre.

Digitized by Google

Schluss.

Wenn wir nun zum Schluss das Gesagte nochmals überblicken, so sehen wir, dass die Satire in der Gesamtlitteratur des 13. Jahrhunderts keine untergeordnete Rolle gespielt hat. In den früheren Jahrhunderten begegnen wir ihr mit Ausnahme des 12. nur in seltenen Fällen. Halten wir in der Litteratur der Angelsachsen und der anglo-lateinischen Schriftsteller der angelsächsischen Epoche nach satirischen Erzeugnissen Umschau, so ist unser Suchen vergebens; nur sehr spärliche satirische Züge, bezw. schwache Ansätze zur Satire lassen sich bei den Dichtern nachweisen, die sich mit Schilderung des jüngsten Gerichtes und Reden der Seele an den Leichnam beschäftigt haben, Stoffe, wie sie auch im Laufe des 13. Jahrhunderts in den verschiedensten Variatonen, vor allem aber weit drastischer behandelt worden sind. Nach der Eroberung scheint die Ausübung der satirischen Dichtkunst einzig und allein in den Händen anglo-normannischer Trouvères, bezw. Jongleurs, sowie provençalischer Troubadours gelegen zu haben, bis die kritisch-satirische Bewegung, die von der Universität Paris ausging, sich auch in der lateinischen Litteratur Englands Bahn brach. Was uns aus dem Repertoire der Trouvères und Troubadours erhalten ist, gehört vornehmlich zur Gattung der Sirventes, die unter Heinrich II. und seinem Nachfolger Richard Löwenherz, dem königlichen Dichter, besonders in Blüte gewesen sind. Bekanntlich war er einer der eifrigsten Förderer dieser Dichtungsart, davon legen uns einige sehr scharfe Sirventes*), die seiner streitbaren Feder entstammen, Zeugnis ab. Allein der Hauptstützungspunkt dieser Dichtung scheint weniger England gewesen zu sein, als vielmehr der Kontinent, wo ja über ein Jahrhundert bis zum Jahre 1204 die Hauptintressensphäre der englischen Könige lag. Das bestätigen die uns überlieferten Sirventes, die sich fast ausnahmslos auf Ereignisse beziehen, deren Schauplatz die Stammlande der anglo-normannischen Herrscher war. In England dürften die Dichtungen schon wegen ihres rein lokalen Charakters wenig Verbreitung gefunden haben, andrerseits hatten sich auch die Intressen des anglo-normannischen Volkes an den kriegerischen Vorgängen in den kontinentalen Besitzungen seiner Herrscher

*) cf. Th. Wright, Bibl. Biogr. Litt. II. p. 325/26 u. De la Rue, Essays Historiques etc. II. 314—325.

Digitized by Google

bereits vor dem Verluste der Normandie bedeutend abgeschwächt. Aus diesem Grunde haben wir auch die unter der Regierung Johanns ohne Land*) und Heinrichs III.**) jenseits des Kanals gedichteten Sirventes, die sich mit Vorliebe in derben Angriffen auf jene beiden Fürsten ergehen, wegen ihrer kriegerischen Misserfolge bei den Versuchen, ihre Stammlande zurückzuerobern, in unserer Darstellung unberücksichtigt gelassen. Wenn wir die geistliche Litteratur der Anglo-Normannen überblicken, so ist ihr eine moralisierende Tendenz nicht fremd; in den Werken einzelner Trouvères des 12. Jahrhunderts (cf. Guillaume Hermann***) u. a.) scheint die Satire bereits so ausgebildet gewesen zu sein, wie in den moralisierenden Dichtungen der englischen Geistlichkeit des 13. Jahrhunderts. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts machte sich ferner in der anglo-lateinischen Litteratur eine starke satirische Strömung geltend. Dieselbe war ein Ausfluss der reformatorischen Bestrebungen der scholastischen Theologen an der Universität Paris und war im Laufe der Zeit auch in den Werken englischer Geistlicher und Gelehrten zum Durchbruch gekommen, denen es in gleicher Weise darum zu tun war, der immer mehr um sich greifenden Sittenverderbnis und Verweltlichung des Klerus Einhalt zu gebieten. Mit den Waffen der rücksichtslosesten Kritik und der beissendsten Satire zogen daher auch sie gegen die herrschenden Übelstände ins Feld. Es verdienen besonders drei Werke hervorgehoben zu werden, in denen dies Bestreben deutlich ausgeprägt ist: Johannes von Salisbury's „Polikratius“ †), Nigellus Wireker's „Speculum Stultorum“ ††) und Walter Mapes' „De Nugis Curalium“ †††), dessen wir bereits in unserer Abhandlung Erwähnung taten. Allein nicht nur die Vertreter der Gelehrtendichtung, als deren Früchte wir jene Werke bezeichnen können, dürfen Anspruch erheben, als Träger der Satire in der anglo-lateinischen Litteratur zu gelten, sondern die studierenden Kleriker nahmen gegen

*) cf. Th. Wright, Pol. Songs pp. 1 f; 3 ff.

**) cf. ibid. pp. 36 ff, 39 ff, 63 ff.

***) Th. Wright, Biogr. Brit. Litt. II. p. 332 ff. De la Rue, Essays Historiques II. 270 ff.

†) Th. Wright, Biogr. Brit. Litt. II. 230—236—243.

††) Th. Wright, Rer. Brit. Med. Aevi Script. I. p. 3—145.

†††) Th. Wright, Camden Soc. Bd. 50.

Digitized by Google

Ende des 12. Jahrhunderts ebenfalls, allerdings nur indirekten Anteil an der Ausgestaltung der satirischen Dichtung in England. Indem sie dafür Sorge trugen, dass die zahlreichen in Frankreich gedichteten Lieder auch in England Verbreitung fanden, bereiteten sie gewissermassen der englischen Goliardendichtung den Boden vor, auf dem sie dann im 13. Jahrhundert so schöne Früchte zeitigen sollte. Die vielumstrittene Frage, ob Walter Mapes eine so grosse Teilnahme an der Goliardenpoesie zuzuschreiben sei als früher gemeinhin angenommen wurde, beantworteten wir im negativen Sinne, einmal, weil die ganze Entwickelungsgeschichte der Goliardendichtung gegen die Verfasserschaft einer einzelnen Person spricht, zum andern, weil zeitliche Differenzen bestehen zwischen der nachweislichen Entstehung der meisten ihm zuerteilten Satiren und seiner eignen litterarischen Tätigkeit. Was schliesslich die englische Litteratur der Übergangszeit betrifft, so ist das „Poëma morale“ *) hervorzuheben, in dem einige schwache Ansätze zur Satire in die Erscheinung treten. Im übrigen ist der vorzugsweise geistlichen Litteratur eine satirisch-moralisierende Tendenz fremd. Die dichtenden Geistlichen wurzelten mit ihren Anschauungen noch tief in der angelsächsischen Zeit. Mit diesen Ergebnissen stehen wir vor dem 13. Jahrhundert. In diesem Zeitraum nun nahm die satirische Dichtung einen bedeutenden Aufschwung, nachdem ihr die Bahnen, die sie einzuschlagen hatte, bereits geebnet worden waren. Die Goliarden, durch die französischen Vorbilder zu selbständigem Schaffen angeregt, begannen eine eifrige Tätigkeit zu entfalten und eine Dichtung in nationalem Sinne auszubauen. Die Goliardendichtung hatte sich bisher ein durchaus internationales Gepräge bewahrt. Als Kind einer geistig sehr regsamen Zeit geboren, die die Notwendigkeit einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern bereits erkannt hatte, war sie lediglich ein Kampfmittel gewesen gegen die Korruption der Geistlichkeit und die herrschende Verrohung der Sitten, während sie Fragen der Politik gänzlich aus dem Spiele gelassen hatte. Nach England verpflanzt, streifte sie dieses Gewand ab und ward zur politischen Dichtung. Es war indessen kein Zufall,

*) E. E. T. S. 49, 58 ff.

Digitized by Google

dass dieser Wandel in dem Wesen der Satire vor sich ging, sondern die harten Kämpfe, politischer und sozialer Natur, welche sich innerhalb dieses Zeitraumes vor den Augen der Goliarden abspielten, mussten notwendiger Weise auch einen Einfluss ausüben auf ihre Dichtungsart. In den Dichtungen der ersten Hälfte des Jahrhunderts standen die Goliarden noch auf einem durchaus unparteiischen und vorwiegend kirchlichen Standpunkte. Sie fungierten noch als Sittenrichter und Weltverbesserer, indem sie an den Vergehen eines jeden Standes die rücksichtsloseste Kritik übten; aber dennoch war unschwer zu erkennen, wie die politischen Ereignisse einen grossen Eindruck auf die Dichter ausübten, und wie das Nationalgefühl in ihnen allmählich erwachte und immer stärker zum Durchbruch gelangte. In denen der zweiten schwammen sie schon ganz in dem Fahrwasser der Opposition gegen das absolute Regierungssystem. Sie traten uns als politische Agitatoren allerersten Ranges entgegen und erwiesen sich als mutige Vorkämpfer des Parlamentarismus in England, dessen Grundzüge in den Reformbestrebungen eines Simon von Montfort bereits deutlich ausgeprägt waren. Allein je mehr sich die Goliarden für die Intressen des Volkes verwandten, desto enger knüpften sich die Beziehungen zur volkstümlichen Dichtung, desto mehr passten sie sich auch dem Geschmacke des Volkes in ihren Dichtungen an. Diese Erscheinung konnten wir unter der Regierung Eduards I. schön beobachten, wo der dritte Stand im politischen Leben eine Rolle zu spielen anfing und gegen die Übergriffe der herrschenden Klassen immer energischer Front machte. Da griffen die Goliarden mit derselben Begeisterung in die Bewegung ein, wie sie seiner Zeit für die Sache der Barone Feder und Schwert geführt hatten. Während sie bereits damals den ausschliesslichen Gebrauch der lateinischen Sprache in ihren Liedern zu Gunsten des Anglo-Normannischen eingeschränkt hatten, räumten sie jetzt auch dem Englischen einen Platz darin ein und schufen somit dem Volke gleichsam ein Organ, welches die sozialen Intressen des dritten Standes wirksam verfocht. Vermöge der ihnen angeborenen, hohen dichterischen Begabung und des ihnen innewohnenden grossen Anpassungsvermögens übten sie bald auf die englische politische Dichtung einen ebenso nachhaltigen Einfluss

Digitized by Google

aus, wie sie auf die anglo-normannische schon frühzeitiger bestimmend einzuwirken verstanden hatten. Während indessen diese einem raschen Verfall preisgegeben war, gelangte jene erst im 14. Jahrhundert zu ihrer vollsten Entfaltung, neben ihr bewegte sich immer noch die politische Satire in lateinischer Sprache, deren man sich besonders in den polemischen Schriften der vorreformatorischen Zeit und während der grossen Religionsbewegung bediente, allein dieser Parallelismus währte nicht lange und das Englische führte schliesslich die Alleinherrschaft in dem weiten Bereiche der satirischen Dichtung.

Neben der rein politischen Satire pflegten die Goliarden aber noch zwei Unterarten, in denen das nationale Element weniger scharf in den Vordergrund trat, die Mönchssatire und die Spottgedichte auf die Frauen. Sie gehörten beide dem internationalen Eigentum der Goliardendichtung an und bildeten einen ihrer Hauptbestandteile. Wie das Wesen der mönchischen Einrichtungen und die Sitten und Gebräuche der Frauen in Hinblick auf die Mode und das gesamte gesellschaftliche Zeremoniell während des ganzen Mittelalters einen vorwiegend internationalen Charakter trugen, so nahmen auch die Dichtungen, in denen diese, sowohl wie jene der Gegenstand heftigen Spottes waren, nur selten eine nationale Färbung an. Es war daher bei den Satiren in lateinischer Sprache mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, sie örtlich und zeitlich zu fixieren; allein wenn uns auch bei den anglo-normannischen und englischen die Sprache einen Anhalt bot für die Bestimmung in Bezug auf den Ort und in den meisten Fällen auch auf die Zeit ihrer Entstehung, so bargen sie doch, abgesehen von dem rein äusserlichen, sprachlichen Momente, mit nur geringen Ausnahmen wenig nationale Züge in sich. Dafür zeichneten sie sich aber alle durch die Bitterkeit und Derbheit ihrer Satire aus, nicht einmal die Werke der hervorragenden Politiker und Geistlichen, Giraldus Cambrensis' und Alexander Neckham's, ausgenommen. Was die Spottgedichte auf das weibliche Geschlecht im besonderen anbelangt, so waren es wie bei allen Goliardensatiren geistliche Motive, die zu ihrer Abfassung Anlass gaben. Wir haben in ihnen in erster Linie eine sarkastische Antwort auf die unter dem Pontifikate des reformatorisch-gesinnten

Digitized by Google

Innocenz III. wieder aufgerollte Cölibatsfrage und auf die Bestrebungen der hohen Geistlichkeit zu erblicken, den Klerus mit allen möglichen Argumenten von der Gefährlichkeit und Unzweckmässigkeit der Ehe zu überzeugen, und somit der in dessen Kreisen herrschenden Unsittlichkeit wirksam entgegenzutreten. Erst in späterer Zeit, als der Zweck, zu dem diese zum Teil sehr derben Invektiven gedichtet waren, in Vergessenheit geraten war, trat das geistliche Element darin zurück und ihr Charakter deckte sich im wesentlichen mit denen, die von seiten der Trouvères über dieses Thema in Umlauf gesetzt worden waren und als eine Reaktion gegen die Minnedichtung aufzufassen sind. Unter so eigentümlichen Umständen die Entwicklung der Frauensatire nun bei den Goliarden vor sich gegangen war, in so einfach natürlicher Weise hatte sie sich in den Kreisen der Trouvères ausgebildet. Der überschwängliche Ton, in dem manche Minnesänger die Tugenden des Weibes nicht genug preisen konnten, hatte spöttische Gemüter angeregt, auch einmal die Schattenseiten des weiblichen Charakters zu beleuchten. Auf diese Weise war bei den Trouvères die Frauensatire in Mode gekommen und hatte lange Zeit ihr Repertoire beherrscht. Als im Laufe des 13. Jahrhunderts die alles beherrschende Goliardenpoesie der ihrem Verfall zuneigenden Dichtung der anglo-norm. Trouvères ihren Stempel aufdrückte, konnte sich die Frauensatire diesem durchdringenden Einflusse zwar auch nicht ganz verschliessen, allein ihre Eigenheiten wusste sie sich doch zu wahren. Während die Satire der Goliarden in der Masslosigkeit ihrer Angriffe oft kein Ziel kannte, ja, bisweilen in Obscönitäten sich erging, bewegte sich die Satire der Trouvères in den Formen einer stets vornehmen Reserve; sie konnte wohl beissend, aber nie derb werden. In diesem Punkte unterschieden sich die Invektiven der Trouvères wohltuend von denen der Goliarden, auch dann noch, als der dichterische Wert jener weit unter das Niveau dieser gesunken war. Weniger Originalität hingegen bewiesen die Trouvères in der politischen Satire. Hierin traten sie uns als sklavische Nachahmer der Goliarden entgegen. Nicht nur in Beziehung auf die Darstellung, sondern auch auf die Form strebten sie danach, ihre Vorbilder zu erreichen; indessen ihre Erzeugnisse gingen nur selten über die Grenzen der Mittel-

Digitized by Google

mässigkeit hinaus und zeigten nur zu deutlich, dass ihre poetische Schöpfungskraft im Abnehmen begriffen war; aber eines konnten wir ihren Versen trotz aller Mängel und Schwächen nicht versagen, nämlich, dass sie von einem Patriotismus getragen waren, der den Dichtern alle Ehre macht. Bei Veröffentlichung ihrer Satiren wählten die Trouvères nach dem Beispiel der Goliarden den Weg der Anonymität, denn bei den Freiheiten, die sie sich nicht nur den weltlichen, sondern auch den geistlichen Obrigkeiten gegenüber erlaubten und angesichts der ihnen drohenden Strafen, war die grösste Vorsicht am Platze. Während indessen ein Goliard bei seinem unsteten, leichtfertigen Lebenswandel wenig oder nichts auf's Spiel zu setzen hatte, wenn er als Verfasser von Schmähschriften bekannt wurde, liefen die Trouvères, die nicht selten geistliche Ämter bekleideten, Gefahr, ihrer Stellungen verlustig zu gehen. Sie wurden daher immer mehr davon abgeschreckt, Satiren zu veröffentlichen, und dieser Umstand wird wohl viel dazu beigetragen haben, dass aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts an politisch-satirischen Trouvères-Dichtungen so gut wie nichts auf uns überkommen war. Nur die Namen zweier Dichter traten uns in diesem Zeitraume entgegen, die Chardry's und Guillaume's de Normandie. Der erstere kam als politischer Satiriker wenig in Betracht. Abgesehen von einigen Ausfällen auf Zeitverhältnisse, lag seine Stärke in der Frauensatire. Von ihm gilt, was wir bereits über diesen Gegenstand gesagt haben. Die Goliardendichtung warf auch auf ihn, wenn er sich auch seine Selbständigkeit in hohem Grade zu bewahren wusste, bereits ihre Streiflichter. Eben dadurch dass er, ohne jedoch in die Übertreibungen zu verfallen, in denen sich die Goliarden nur zu gern gefielen, dem ausgelassen satirischen Geiste, der ihre Gesänge so belebte, in seiner Dichtung noch obendrein eine Stätte gewährte, legte er den ersten Stein zu der Brücke, welche die nachmals so engen Beziehungen der anglo-norm. Trouvères zur Goliardendichtung herstellen sollte. Daher gedachten wir Chardry's noch im Anschluss an die Goliardendichtung, weil er gleichsam das Bindeglied zwischen dieser und der Trouvères-Dichtung darstellte. Gänzlich frei von solchen Einflüssen hielt sich hingegen sein Zeitgenosse Guillaume le Clerc de Normandie. Er war, sofern

Digitized by Google

er überhaupt für England in Betracht kommt, der einzige unter den anglo-norm. Trouvères des 13. Jahrhunderts, dem wir dieses Zeugnis ausstellen konnten. Obgleich auch er ein strenger Sittenrichter seiner Zeit und von dem kritischen Geiste erfüllt war, der die damalige Welt beseelte, stand er doch auf einem streng geistlichen Standpunkte und bediente sich der Satire lediglich aus rein religiösen Motiven. Wie bei allen geistlichen Dichtern die nationalen Intressen gegenüber den allgemein kirchlichen nur geringe Berücksichtigung fanden, so auch bei Guillaume; allein wenn er dennoch in der politischen Satire sich hervortat, so geschah es eben deshalb, weil er zu einer Zeit lebte, wo sich in allen Ländern der verzweifelte Kampf zwischen der Papstgewalt und der höchsten weltlichen Macht abspielte, der besonders in England unter Johann ohne Land mit aller Hartnäckigkeit geführt worden war, und in seinen Folgen so verderblich für das Ansehen der Kirche wurde. Guillaume war durch und durch Geistlicher und von seiner hohen Aufgabe erfüllt, die Sünden der Menschheit zu bekämpfen und das Reich Gottes auf Erden herstellen zu helfen. Daher predigte er der ihn umgebenden stark materialistischen Welt die Verachtung alles Irdischen und stellte als erstrebenswertestes Ziel die Liebe zu Gott hin. Dieselbe moralisierende Tendenz, die seinen Werken anhaftete, war auch den satirisch gehaltenen Dichtungen zu Grunde gelegt, die wir auf das Konto der englichen Geistlichkeit setzten. Allein wenn bei Guillaume die Kritik oft die Urheberin der satirischen Ausfälle war, so vermissten wir in jenen den frischen Hauch, den der Zeitgeist in alle damaligen Erzeugnisse der satirischen Muse geweht hatte. Bei dem konservativen Sinne der englischen Geistlichen war es vorauszusehen, dass sie sich nicht so schnell für die neuen Lehren der scholastischen Theologen an der Universität Paris begeistern würden. Dennoch bildeten satirische Betrachtungen, die sie in ihre Dichtungen einflochten, auch bei ihnen keine Seltenheit. Wenn sie zu der Satire ihre Zuflucht nahmen, so geschah es entweder bei Betrachtung der Nichtigkeit aller irdischen Glücksgüter, wobei sie vorhandene soziale Missstände geisselten, oder sie erzielten in der Weise satirische Wirkungen, dass sie grelle Kontraste, wie ein gottwohlgefälliges Leben und die Himmelsfreuden einerseits, einem sündhaftten

Digitized by Google

Lebenswandel und den Höllenqualen andrerseits, in drastischen Schilderungen einander gegenüberstellten. Im grossen und ganzen haftete ihrer Satire etwas Schulmässiges an, was uns nicht Wunder zu nehmen brauchte, da sich ja die jungen Kleriker bereits auf den Klosterschulen mit Abfassung von Rügeliedern aller Art zu beschäftigen pflegten. *) Nicht einmal die Reimpredigten, in denen die Satire die Schranken der geistlichen Schablone bisweilen durchbrach, machten hierin eine Ausnahme. Diejenige Menschenklasse, für deren Fehler auch die Geistlichen mehr als ernste Klagen übrig hatten, waren die Frauen. Bei der moralischen Verkommenheit des geistlichen Standes lag es nahe, dass sich die reformatorisch gesinnten Kleriker mit aller Schärfe zunächst gegen das weibliche Geschlecht, als die Wurzel des Übels, wenden würden, und die häufigen Angriffe auf die Frauen und den Ehestand in der gesamten geistlichen Litteratur des 13. Jahrhunderts liessen die Bemühungen der Dichter nur zu sehr erkennen, dass damit einerseits für eine strikte Durchführung des Cölibats energisch Propaganda gemacht werden sollte, andrerseits waren die sich häufig wiederholenden Ausfälle aber auch ein Beweis dafür, dass sich die dichtenden Geistlichen der im Mittelalter so beliebten Sitte nicht ganz verschliessen konnten, das weibliche Geschlecht zur Zielscheibe derbsten Spottes zu machen, wo immer sich nur Gelegenheit bot.

National-politische Missstände, sofern sie nicht auch die kirchlichen Intressen schädigten, wurden in der geistlichen Litteratur nur selten gegeisselt, wie überhaupt das nationale Element in ihr gänzlich in den Hintergrund trat. War es in den Dichtungen der Goliarden so schön zur Vollendung gekommen, so zeigte es sich in der satirischen Spielmannspoesie von Anfang an scharf ausgeprägt. In ihr spiegelte sich namentlich die Stimmung des Volkes wieder, und wie dieselbe besonders in politisch bewegten Zeiten sich entweder in heftigsten Schmähungen der Feinde des Volkes und des Landes oder in überschwänglichen Lobeserhebungen der Nationalhelden kund gibt, so bewegten sich auch die volkstümlichen Sänger englischer und anglo-normannischer Zunge während des 13. Jahrhunderts vorzugsweise zwischen diesen beiden Extremen. Entweder sie feierten in glühenden Lobliedern gewonnene Siege und die Kämpfer für Recht

*) cf. p. 84 anm.

Digitized by Google

und Freiheit, oder sie schleuderten gegen ihre Feinde beissende Invektiven. Die Satire war recht eigentlich ihre Domäne. Allein während die Goliarden, die Trouvères und die geistlichen Dichter mit ihrer Satire bestimmte Tendenzen verfolgten, war sie sich bei den Spielleuten lediglich Selbstzweck. Entsprechend ihrem Bildungsgrade war auch das Wesen ihrer Satire ein spontanes, gegenüber der für die weltmännische Bildung der Goliarden und die Schulgelehrsamkeit der Geistlichen charakteristischen Form derselben. Nur in einzelnen Fällen sahen wir die Spielleute auch nach höheren Zielen streben, nämlich da, wo sie sich auf dem Gebiete der sozialen Satire bewegten; indessen auch hier konnten wir uns des Eindrucks nicht ganz erwehren, dass diese sozialen Bestrebungen hauptsächlich ein Mittel zum satirischen Zweck gewesen seien. Über die Dichtungsweise der englischen Spielleute, die noch dazu aus den Kreisen der niederen Geistlichkeit Unterstützung erhielten, hatten wir an der Hand der zwar spärlich überlieferten Erzeugnisse dennoch hinreichend Gelegenheit, uns zu informieren, ebenso wie uns das einzige, leider noch obendrein fragmentarische, anglo-normannische Spielmannslied einen schönen Einblick tun liess in die Denkungsart der Jongleurs, deren satirische Dichtungen am meisten unter der mangelhaften Überlieferung zu leiden hatten. Was den litterarischen Wert aller dieser Produktionen anbelangt, so war er dem niederen Bildungsgrade der Dichter zwar vollkommen angepasst, aber nichtsdestoweniger erregten einige Lieder wegen ihrer höheren poetischen Diktion unsere Bewunderung. Andere freilich erwiesen sich nur als dürftige Machwerke, die bloss durch ihre Derbheit auf den Beifall der Menge spekulierten. Erzielte die Satire bisweilen durch die wenig elegante Form, in der sie zum Ausdruck gebracht wurde, eine abstossende Wirkung, so söhnte uns andrerseits ein gesunder Humor, der fast allen volkstümlichen Sängern eigentümlich und von dem auch uns eine schöne Probe (pp. 98—100) erhalten war, mit diesen Mängeln wieder aus. Was aber die Pflege des vaterländischen Gedankens betraf, so konnten die Spielmannslieder manch' anderem Dichter als Muster hingestellt werden.

Wenn wir endlich noch ein kurzes Wort über die Dichtungsgattungen reden, in der die satirische Litteratur des 13.

Digitized by Google

Jahrhunderts vornehmlich zum Ausdruck gelangte, so war allgemein die Lyrik, mit der sich sehr häufig epische Elemente mehr oder weniger stark verquickten, die beliebteste Form zur Einkleidung der satirischen Gedanken. Charakteristisch für das 13. Jahrhundert war es, dass die politische Lyrik vorzugsweise satirisch gehalten war, während sich in der weltlichen und geistlichen Lyrik nur schwache satirische Züge nachweisen liessen. In der didaktisch-moralisierenden Dichtung zeichneten sich besonders die geistlichen Satiriker, nicht minder aber auch die bekannten anglo-normannischen Trouvères aus, während die Goliarden im Gegensatz zu ihren Vorgängern und Zeitgenossen in Frankreich auf dem Gebiet der satirisch-epischen Poesie nur wenig Lorbeeren ernteten.

Im übrigen aber konnten wir angesichts der mächtig emporstrebenden satirischen Dichtung die Tatsache von neuem bestätigt finden, dass, wie überall da, wo im politischen und sozialen Leben bedeutende Gegensätze sich schroff gegenüberstehen, die Grundlagen geschaffen sind, für die Entfaltung einer reichen satirischen Litteratur, auch in England im 13. Jahrhundert diese Erscheinung nicht ausblieb. —

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 5

I. Die Satire in den Dichtungen der lateinschreibenden Schriftsteller

1. Über die Goliarden und ihre satirischen Werke.

a) der poetischen 6

b) der prosaischen 42

2. Über die den Goliarden verwandten Schriftsteller und ihre satirischen Werke 48

II. Die Satire in der nationalen Litteratur.

1. Die satirischen Dichtungen der Goliarden . . 56

2. Die satirisch gehaltenen geistlichen Dichtungen . 73

3. Die satirischen Spielmannsdichtungen 84

III. Die Satire in der anglo-normannischen Litteratur.

1. Die satirischen Dichtungen der Goliarden . . 101

2. Die satirischen Dichtungen der Trouvères und Jongleurs 126

Schluss 147

Digitized by Google

Litteratur.

Baumgartner, Gesch. der Weltlitt. IV. Die lat. und griech. Litt. der christl. Völker. Cap. XV. Sat. Dichtung der Goliarden, Freiburg i. Br. 1900.

Böddeker, Altengl. Dichtungen des Ms. Harley 2253, Berlin 1878.

Brandl, Geschichte der engl. Litt. von 1100—1500, in Pauls Grundriss II, Abt. 1, pp. 614—654.

De la Rue, Essays Historiques sur les Bardes, les Jongleurs et les Trouvères Norm. et Anglo-Norm. Bd. I—III. Caën 1834.

Du Méril, Poésies Populaires Latines du Moyen Age, Paris 1847.

Early Engl. Text Society, Bde. 18, 49, 53, 87.

Ellis, Specimen of the E. E. Poets. Bd. I. Lo. 1801.

Elsner, W., Untersuchungen zu dem me. Fabliau „Dame Sirith". Dissertation, Strassburg 1887.

Gätschenberger, Gesch. der engl. Litt. mit bes. Berücksichtigung der pol. u. Sittengesch Englds. Prag 1859.

Giesebrecht, Über die Vaganten oder Goliarden und ihre Lieder. Allgem. Monatsschrift für Litt. 1853.

Grimm, J., Gedichte auf Friedr. I. d. Staufer etc. Abhandl. d. Berl. Akad. d. Wissensch. 1843.

Hearne, Th., Peter Langtofts Chronicle (as illustraded and improved by Rob. of Brune) etc. Bd. II. Lo. 1810.

Hearne, Th., Reimchronik Rob. v. Gloucesters. Oxford 1725.

Horstmann, Altengl. Legenden, Paderborn 1875.

Hubatsch, Die lat. Vagantenlieder des Mittelalters. Görlitz 1870.

Jubinal, Jongleurs et Trouvères, Paris 1839.

Digitized by Google

Junker, Grundriss d. Gesch. d. franz. Litt. Münster 1894.
Koch, John, Chardry's Josaphat, Set Dormanz u. Petit
Körting, Grundriss der Gesch. der engl. Litt. Münster 1899.
Plet, Heilbronn 1879. Bd. I. der afrz. Bibl.
Lénient, La Satire en France au Moyen Age Paris 1877.
Mätzner, Altengl. Sprachproben I. Berlin 1867.
Martin, Le Besant de Dieu von Guill. le Clerc de Normandie. Halle 1869.
Müldener, Die 10 Gedichte Walters v. Lille, 1859.
Pauli, Reinhold, Gesch. von England, Bde. III u. IV. Hamburg 1853, Gotha 1855.
Percy, Reliques of Ancient Engl. Poetry I. u. II. London 1823.
Percy Society, Satirical Songs and Poems, Bd. XXVII. London 1849.
Petit de Julleville, Histoire de la Langue et de la Litérature Française, Bd. II. Paris 1896.
Phillips. Gedichte Walter Mapes', ein Beitrag zur Geschichte Heinrichs II. von England, in: „Sitzungsberichte der Wiener Akad. d. Wissensch." Bd. X.
Preusser, Rob. Manning of Brune's Übersetzung von Pierre de Langtoft's Chronicle und ihr Verhältnis zum Original, Dissertation Breslau 1891.
Reinbrecht, Die Legende von den 7 Schläfern und der Dichter Chardry, Diss. Göttingen 1880.
Reinsch, Le Bestiaire de Guillaume le Clerc. Försters afrz. Bibl. Bd. III.
Ritson, Ancient Songs and Ballads. London 1877.
Schmeller, Carmina Burana. Breslau 1882.
Schmidt, A., Guillaume le Clerc de Normandie. Diss. Strassburg 1880.
Schneegans, Gesch. der grotesken Satire, Strassb. 1894.
Suchier-Birch-Hirschfeld, Gesch. der franz. Litt. Leipzig 1900.
Ten Brink, Geschichte der englischen Litteratur., Bd. I. Aufl. II. Strassb. 1899.
Thümming, Die altengl. Übersetzung der anglo-norm. Reimchronik Peter Langtofts durch Rob. Manning of Brune. Diss. Anglia XIV. 1 ff.

Digitized by Google

Vollmöller, Engl. Sprach- und Litteratur-Denkmäler VI. Heilbronn 1889.

Warton, History of English Poetry, London 1774—81.

Wright, Th., The Latin Poems commonly attributed to Walter Mapes, Camden Soc. Bd. XVI. Lo. 1841

„ „ The Political Songs of England, Camden Soc. Bd. VI. Lo. 1839.

„ „ Gualteri Mapes „De Nugis Curalium“ Camden Soc. Bd. 50. Lo. 1850.

„ „ Early Mysteries and other Latin Poems of the XIIth and XIIIth century. Lo. 1844.

„ „ Anecdota Litteraria. London 1844.

„ „ Biographia Britannica Litteraria. Lo. 1846.

„ „ Rerum Britannicarum Medii Aevi Scriptores. The Anglo-Latin Satirical Poets and Epigrammatists of the 12th Century. Bd. I. u. II. London 1872.

„ „ The Chronicle of Pierre de Langtoft Bd. II. Lo. 1868.

Wright and Halliwell, Reliquiae Antiquae, Lo. 1843.

Wülker, Geschichte der englischen Litteratur. Leipzig 1896.

Digitized by Google

Vita.

Ich, Karl Heinrich Max Häßner, wurde am 28. Mai 1878 als Sohn des verstorbenen Grossh. S. Baurats Adolf Häßner und seiner Ehefrau Auguste, geb. Poser, in Neustadt a. d. Orla geboren und in der evangelischen Konfession meiner Eltern erzogen. Nachdem ich die Volksschule meiner Vaterstadt drei Jahre lang besucht und sodann die Grossh. Realschule daselbst absolviert hatte, bezog ich das Realgymnasium zu Weimar, welches ich Ostern 1898 mit dem Zeugnis der Reife verliess. Darauf bezog ich die Universität München, um mich dem Studium der neueren Sprachen zu widmen. In meinem vierten Semester siedelte ich nach Leipzig über, wo ich vom Wintersemester 1899/1900 bis 6. Juni 1904 immatrikuliert gewesen bin. Ich hörte Vorlesungen bei den Herren Professoren und Docenten:

v. Bahder, Birch-Hirschfeld, Breymann, Cornelius, Duchesne, Elster, Heigel, Hirt, Hofmann, Holz, Köster, Lake, Lipps, Munker, Paul, Schick, Settegast, Sieper, Sievers, Volkelt, Weigand, Woerner, Wülker, Wundt.

Dem englischen und romanischen Seminar gehörte ich je 5 Semester als ordentliches, dem deutschen (ältere Abteilung) 2 als ausserordentliches Mitglied an. Ferner nahm ich teil an den von den Herren Professoren Sievers und v. Bahder geleiteten deutschen Proseminaren, sowie an den Übungen der Herren Lektoren Pirson, Woerner — München; Duchesne, Lake; Blondeaux, Wesslake — Leipzig. Zwei Semester war ich sodann Mitglied des philosophisch-pädagogischen und 1 Semester des praktisch-pädagogischen Seminars.

Allen meinen verehrten Lehrern bin ich zu grossem Danke verpflichtet; insbesondere Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Wülker für die Anregung zu dieser Arbeit.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

269743

Digitized by Google